Holzmann-Bohatta
II, 5941 (Ausg. 1810)

Katholische Pfarr-
Bücherei Beilngries.
Nr. 127.
F 6.

[illegible]

[Christoph von Schmid]

Genovefa.

Eine
der schönsten und rührendsten
Geschichten des Alterthums
neuerzählt
für alle guten Menschen
besonders
für
Mütter und Kinder.

Vierte rechtmäßige Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Augsburg 1825,
in der Martin Veith- und Michael Rieger'schen
Buchhandlung.

Stadtbibliothek
Augsburg

1961.1104

Vorrede.

Euch, ihr guten Mütter, die ihr Gefühl für alles Gute und Schöne, und also wohl auch für das Beste und Schönste auf Erden, unsre heilige Religion habt, Euch und Euren lieben Kindern, in deren zarten Herzen ihr dieses schöne Gefühl auch gerne wecken und rein bewahren möchtet, ist dieses Büchlein vorzüglich gewidmet.

Es giebt wohl nichts Liebenswürdigeres — als eine Mutter, die ihre Kleinen um sich versammelt und sie voll mütterlicher Zärtlichkeit in dem Schönsten und Besten, was wir auf Erden haben, unterrichtet — als Kinder, die sich mit kindlicher Lernbegierde um die freundliche Mutter drängen, und auf jedes Wort ihrer Lippen horchen.

Euch, guten Mütter, dieses schöne Geschäft des Unterrichtes eurer Kinder zu erleichtern; eure Kinder einige Stunden so lehrreich als angenehm zu unterhalten — dazu möchte

dieses Büchlein gerne ein kleiner Beytrag seyn. Deshalb bemühte sich der Verfasser so klar und einfach zu erzählen, daß ihn ein Kind verstehen könne — aber dennoch so zu schildern und darzustellen, daß auch eine gebildete Mutter, ja wohl auch ein gebildeter Mann, das Buch nicht ganz ohne Rührung aus der Hand legen möge.

Fragt ihr mich, guten Mütter, ob sich alles genau so zutragen habe, wie es in dem Büchlein erzählt ist, so antworte ich: die Hauptbegebenheiten haben wirklich die Wahrheit einer Geschichte; den kleinen Nebenumständen bemühte sich der Verfasser die Wahrheit eines Gemäldes zu geben.

Es ist da, wie zum Beyspiele mit einem Gemälde der heiligen Familien. Wenn da das Angesicht der heiligen Jungfrau von Innigkeit, Demuth, Unschuld und Mutterzärtlichkeit wie verkläret ist; wenn der betagte Nährvater des Kindes so ein recht würdiges, frommes, redliches Aussehen hat; wenn sich in den Augen des holdseligen, rosenwangigen Kindes gleichsam der Himmel aufthut, so wißt ihr auf den ersten Blick, was das Ge-

mälde vorstellen soll, und sagt es wohl laut: O wie wahr! Ja, so müßten diese heiligen Personen ausgesehen haben. Und dieß ist die Hauptsache, die in der Wahrheit der Geschichte gegründet ist. Ob die Farben der Gewänder genau dieselben waren, das fällt euch nicht ein zu fragen, und das könnte auch Niemand beantworten. Man kann von dem Maler nicht mehr fordern, als daß er die Farben so sanft und mild wähle, wie sie sich zu einem solchen lieblichen Gemälde schicken. Und so ist es mit den kleinen Nebenumständen jeder Erzählung. Sie sind zur lebendigen und rührenden Darstellung einer Geschichte dem Erzähler so nothwendig, als die Farben dem Maler zum malen. Genug, wenn sie so gewählt sind, daß sie nichts Fremdes in die Geschichte hineintragen, sondern wie Blumen aus ihrem natürlichen Boden, aus der Geschichte hervorgehen. Möchte dem Verfasser sein Bemühen, so zu erzählen, gelungen seyn!

Dieß, guten Mütter, ist alles, was ich euch zu sagen habe. Ihr dürfet die Geschichte

euren Kindern blos vorlesen, oder sie euch von einem eurer Kinder, das gut liest, vorlesen lassen, so wird sich alles Uebrige aus der Geschichte von selbst ergeben.

* *
*

Wenn — nicht ihr, guten Mütter! — sondern vielleicht sonst hie und da Jemand die Frage aufwersen sollte, warum überhaupt man diese Begebenheit der dunkeln Vorzeit wieder aus dem Staube hervorziehen mögen: so sieht sich der Verfasser veranlaßt, diese Frage einen der größten Schriftsteller Deutschlands, der auch allgemein dafür anerkannt ist, beantworten zu lassen.

„Kein Mann von einiger Gelehrsamkeit wird abläugnen mögen, (sagt dieser große, leider zu frühe verblichene Gelehrte in der Vorrede zu seinen vortrefflichen, im Geiste ihrer Zeit, ohne Zusatz von der Weisheit des Tages, erzählten Legenden) daß nicht in diesem Staube reine Goldkörner zu finden seyen. — In den christlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geistesgestalten mit Zügen so edler Einfalt, so reiner Schön-

heit und Würde auf, daß ihnen eben deß=wegen fremder Schmuck entbehrlich ist.“

„In der Einsamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engen menschlichen Kreise sprechen sie mit sanfter Gewalt dem menschlichen Her=zen zu, und gebieten Einkehr in sich selbst, Glaube, Liebe, Geduld.“

„Muß man diese Gestalten im Dun=keln lassen? Darf man verblichene Tugen=den und Grundsätze nicht vorführen, bloß weil sie nicht die Vulgivagen (die Alltags=vorstellungen des großen Haufens) unserer Zeit sind? Eben das, dünkt mich, müsse man aus vorigen Zeiten herführen, woran es den gegenwärtigen entschieden und zu ih=rem eigenen Nachtheile fehlt.“

„Natürlich müssen diese Gestalten erschei=nen, wie sie unser Geist und unser Herz zu sehen begehrt. Gespotter hat man über sie genug, und zwar öfters mit schalem Spott, mit sehr unwissender Verläumdung; darf man sie nicht auch einmal nützlich gebrau=chen? Der Spott, zu dem (freylich) man=che aus ihnen Gelegenheiten gaben, ist er=

schöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen steht noch unberührt da." — —

Doch, genug. Ich hoffe, der Freund der Religion — sey es, daß er diese Blätter auch mit einer Art von Befremdung in die Hand nehme! — werde sich am Ende wieder mit der Wahl des Verfassers aussöhnen, und der Heldin der Geschichte, oder vielmehr der Religion huldigen, die in dem Leben einer heiligen Frau sich lebendig darstellt.

Auf Schriftsteller-Ruhm macht übrigens der Verfasser keinen Anspruch. Eine einzige Thräne der frommen Rührung, der Beruhigung in ähnlichen Leiden, des frohen Vertrauens auf Gott wird ihm der schönste Lohn seyn, den er sich nur immer wünschen kann.

Erstes Kapitel.

Genovefa wird Grafen Siegfrieds Gemahlin.

Vor mehreren Jahrhunderten, nachdem die Morgenröthe des Evangeliums die Finsternisse des Heidenthums in Deutschland zerstreut, und die rauhen Sitten unsrer tapfern Voraltern schon sehr gemildert hatte; nachdem selbst der rauhe, harte Boden unter der fleißigen Hand der ersten Bekenner des Christenthums eine freundlichere Gestalt gewonnen, und die unermeßlichen Waldungen bereits in vielen Gegenden den reichen Kornfeldern und blühenden Gärten Raum gemacht hatten, lebte in den Niederlanden ein sehr edler Herzog, der Herzog von Brabant. Wegen seines kühnen Muthes und seiner hohen Tapferkeit in den Schlachten ward er allgemein bewundert; wegen seiner aufrichtigen Gottesfurcht, seiner thätigen Liebe zu den Menschen, seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit allgemein verehrt und geliebt. Seine Gemahlin, die Herzogin, war ihm an edeln Gesinnungen vollkommen gleich, und mit ihm nur Ein Herz und Eine Seele. Sie hatten nur eine einzige Tochter, die sie unaussprechlich liebten, und vortrefflich erzogen — Namens Genovefa.

Schon als Kind zeigte Genovefa einen sehr hellen Verstand, ein sehr edles Herz, und in ihrem ganzen Betragen ein ungemein sanftes, stilles Wesen. Wenn nach der Sitte damaliger Zeit, die Herzogin am Spinnrocken saß, ihre kleine Tochter von fünf Jahren, auf einem kleinen zierlichen Stühlchen neben ihr sitzend, die Spindel ausnehmend geschickt zu fassen und die reinsten Fädchen zu drehen wußte, während des Spinnens allerley sinnreiche Fragen that, auf jede Frage eine schöne, treffende Antwort gab, und jedes Wort überaus sanft, deutlich und bedachtsam aussprach, — da gerieth jeder, wer sie immer sah, in Erstaunen, und sagte, aus diesem Kinde müsse einmal etwas Außerordentliches werden. Wenn sie in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren mit ihren herzoglichen Aeltern zur Kirche kam, mit ihrem lieblichen, innigfrommen Gesichte, mit Wangen, auf denen das reine, unverdorbene Roth der Unschuld blühte, mit ihren langen goldenen Locken, in ihrer einfachen weißen Kleidung zwischen Vater und Mutter, in dem mit rothen Tuche bedeckten Kirchenstuhle, so vor dem Altare da kniete, die hellen, blauen Augen voll Andacht zum Himmel aufschlug, und sie dann wieder voll Anbetung zur Erde senkte — so glaubte Jedermann einen Engel des Himmels zu sehen. Als ein wahrer Engel des Trostes erschien sie in der Hütte der Armuth und am Krankenbette. Sie brachte den armen Kindern Kleidungsstücke, die sie selbst verfertiget hatte, und gab den Männern manches Goldstück, das ihr

der Herzog zu ihrem eigenen Putze geschenkt hatte. Mit einem kleinen Körbchen am Arme eilte sie in der Morgen- und Abenddämmerung ungesehen zu den Kranken, brachte ihnen erquickende Speisen, und manche kostbare Baumfrucht, die damals in Deutschland noch eine Seltenheit war, und die sie an ihrem eigenen Munde erspart hatte. Als erwachsene Jungfrau war sie recht das Bild der Unschuld und Schönheit, und alle fromme Mütter stellten das Fräulein — denn so nannte man damals noch die herzoglichen Prinzessinnen — ihren Kindern als ein Beyspiel der Frömmigkeit, der Eingezogenheit, der Sittsamkeit, des Fleißes, der Sanftmuth, und jeder weiblichen Tugend vor.

Graf Siegfried, ein sehr tapferer Ritter, von hohem, edelm Sinne und Aussehen, rettete dem Herzog in der Schlacht das Leben. Der Herzog brachte ihn mit sich aus dem Feldzuge nach Hause, gewann ihn bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn, und gab ihm seine eigene Tochter zur Gemahlin. Als der Morgen anbrach, an dem Genovefa mit ihrem Gemahl abreisen sollte, da blieb in der ganzen herzoglichen Burg und weit umher in der Gegend kein Auge trocken. Genovefa — so sehr sie auch ihren Gemahl liebte — zerfloß beynahe in Thränen.

Der ehrwürdige Vater schloß sie noch einmal in seine Arme, benetzte sie mit Thränen, und sprach: „So zieh denn hin, meine Tochter! Ich und deine Mutter sind alt. Wir bleiben beyde zurück, und wissen nicht, ob du unser Angesicht je noch einmal sehen wirst. Aber Gott zieht mit dir, und überall,

wo du nur hinkommst, ist Er bey dir. Habe Ihn stets vor Augen und im Herzen, wie du dieß von deinen Aeltern gelernet hast, und weiche nie ein Haarbreit, weder zur Rechten noch zur Linken, von seinen Wegen ab; dann dürfen wir wegen deiner unbekümmert seyn, und können einst getrost sterben!" —

Hierauf umfaßte ihre Mutter sie mit zitternden Armen — und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum die Worte hervorbringen: „Lebe wohl, Genovefa, und Gott begleite dich! — Ach, ich weiß nicht, was über dich verhängt seyn wird, und das Herz ist mir von allerley trüben Ahndungen schwer! Aber du warst immer eine gute Tochter, warst unsre größte Freude auf Erden, betrübtest uns nie — o bleibe ferner gut. Thue nie etwas, dessen du dich vor Gott und deinen Aeltern schämen müßtest! — Noch einmal, bleibe du gut, dann ist alles gut! Und sollten wir uns auch auf Erden nie mehr sehen, so sehen wir uns dann doch im Himmel gewiß wieder!"

Nun wandten sich beyde Aeltern noch zu dem Grafen, und sagten: „O Sohn! so nimm sie denn hin. Sie ist unser kostbarstes Kleinod. Sie ist deiner werth. Behalte sie lieb, und sey nun du ihr — Vater und Mutter." Graf Siegfried versprach alles, und knieete mit Genovefa nieder, den väterlichen und mütterlichen Segen zu empfangen.

Jetzt trat Hidolf, der Bischof, der Genovefa mit dem Grafen Siegfried vermählt hatte, ein frommer, ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren und

noch blühendrothen Wangen, herbey, legte Beyden die Hände auf, segnete sie, und sprach noch besonders zu Genovefa: „Weinet nicht, edle junge Frau! Gott hat euch ein großes Glück zugedacht — allein anders, als alle hier denken. Es wird aber der Tag kommen, da alle, die hier gegenwärtig sind, Gott mit Freudenthränen dafür danken werden. Gedenkt dieser meiner Worte, so bald euch etwas Außerordentliches begegnen wird — und der Herr sey mit euch.“

Bey diesen Worten des frommen, gottesfürchtigen Greisen ergriff alle Umstehenden eine leise Ahndung bevorstehender, außerordentlicher Schicksale — und die allgemeine Wehmuth verwandelte sich in stumme, vertrauensvolle Anbetung Gottes und seiner heiligen Vorsehung. Der Graf hob hierauf Genovefen, die leichenblaß und halb ohnmächtig war, auf das für sie bereitstehende, prächtig gezierte Reisepferd, schwang sich dann selbst auf sein Ritterroß, und so zogen sie denn, unter einer zahlreichen Begleitung von Rittern, fort.

Zweites Kapitel.

Graf Siegfried zieht in den Krieg.

Das Schloß des Grafen, Siegfriedsburg genannt, lag hoch auf Felsen, zwischen den beyden Flüssen, dem Rhein und der Mosel, in einer schönen, anmuthsvollen Gegend. Als der Graf mit sei-

ner jungen Gemahlin sich dem Schloßthore näherte, standen schon alle seine Diener und Unterthanen — Männer und Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und Kinder — in ihrem besten Schmucke bereit, das edle Brautpaar zu empfangen. Die Schloßpforte war mit grünem Laubwerk und mit Blumen geziert, und auch der Weg mit Blumen und frischen Blättern bestreut. Aller Augen waren auf Genovefa gerichtet; Alle waren voll Neugierde, ihre neue Gebieterin zu sehen. Als sie dieselbe nun näher erblickten, ergriff alle ein Erstaunen. Denn da Genovefas Angesicht ganz der Spiegel einer reinen, unschuldvollen, wohlwollenden, himmlisch-gesinnten Seele war, so hatte es wirklich etwas Himmlisches, und war in der That von überirdischer Schönheit. Genovefa stieg nun ab; grüßte alle so sanft, so freundlich, und mit so holdseligen, ungekünstelten Worten — redete mit den alten Männern so ehrerbietig, mit den Müttern, die ihre Kinder auf dem Arme und an der Hand, da standen, so freundlich — erkundigte sich nach dem Namen und Alter der Kinder, und beschenkte dieselben so reichlich, daß alles entzückt ward. Als sie aber über dieß noch — um was sie den Grafen unter Weges gebeten hatte — den Kriegern und Dienern für dieses Jahr eine doppelte Löhnung, den Unterthanen auf ein Jahr Erlaß der Abgaben und den Hausarmen eine reiche Gabe an Getreide und Holz ankündigte: da brachen alle in lauten Jubel aus, Freudenthränen floßen, alle priesen sich und den Grafen glücklich — und tausend fromme Wünsche für das junge Ehepaar stiegen zum

Himmel. Sogar den alten Kriegern des Grafen, die ihrem Herrn zu Ehren, mit ernstem Gesichte, unbeweglich unter dem Gewehre da standen, flo=ßen die hellen Zähren über die rauhen Bärte.

Siegfried und Genovefa lebten in der seligsten Eintracht. Allein diese Seligkeit währte nur wenige Wochen. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen beyde vergnügt im gewöhnlichen Wohnzimmer. Genovefa spann und sang, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute. Da hörten sie plötzlich draußen vor dem Schlosse kriegerische Trompeten. „Was gibts?“ rief der Graf seinem Stallmeister entgegen, der eben eilends hereinkam. „Krieg!“ antwortete dieser. „Die Mohren sind plötzlich aus Spanien in Frankreich eingebrochen, und drohen alles durch Feuer und Schwert zu verheeren. Zwey Ritter sind darunten mit Befehlen vom Könige. Wir sollen, wenns möglich ist, noch diese Nacht aufbrechen, um unverzüglich zum Heere des Königs zu stossen.“ Der Graf eilte sogleich hinunter, bewillkommte die Ritter, und führte sie hierauf in den großen Rittersaal. Die erschrockene Gräfin eilte zur Küche, Anstalten zur Bewirthung der Ritter zu machen, — denn in jenen alten Zeiten schämten sich auch Gräfinnen nicht, am Feuerheerde zu stehen. Der Graf brachte die ganze Nacht mit Kriegsanstalten, Aussendung der Boten an seine Kriegsleute in der Gegend umher, und mit Anordnungen für seine Abwesenheit zu. Alle Ritter der Nachbarschaft kamen auf seinem Schlosse zusammen, und das ganze

Schloß wiederhallte vom Getöse der Waffen, den Fußtritten geharnischter Männer, und dem Klirren der Sporne. Die Gräfin war die ganze Nacht beschäftiget, so viele Leute zu bewirthen, und Leinenzeug und alles, was der Graf für diese Reise nöthig hatte, zusammen zu packen. Mit Anbruch des Tages waren alle Ritter geharnischt in dem Saale versammelt und der Graf stand, vom Haupte bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und einen wallenden Federbusch oben auf dem Helme, in ihrer Mitte. Unten vor dem Schloßthore hatte Reiterey und Fußvolk sich bereits in Schlachtordnung gestellt, und wartete seiner.

Genovefa trat nun in den Saal, und überreichte ihrem Gemahl, nach Rittersitte, Schwert und Lanze. „Führe diese Waffen für Gott und Vaterland — zum Schutze wehrloser Unschuld und zum Schrecken übermüthiger Verbrecher!“ — sprach sie und sank ihm dann bleich, wie das weiße Tuch, das sie in der Hand hielt, in die Arme. Bange Ahndungen künftiger Leiden, die sie sich jetzt aber noch nicht deutlich zu machen wußte, erfüllten ihr Herz. „Ach, Siegfried!“ seufzte sie, „wenn du nicht mehr zurückkehrtest!“ und verbarg ihr Angesicht in ihr Tuch. „Sey getrost, Genovefa!“ sprach der Graf. „Wider den Willen Gottes streckt mich keiner zur Erde hin. Ueberall sind wir in Gottes Hand. Wir sind zu Hause dem Tode so nahe, als auf dem Schlachtfelde, und nur seine Hand ist's, die ihn jeden Augenblicke von uns abhält. Unter seinem Schutze sind wir mitten in der blutigsten

Schlacht so sicher, als sonst in unsrer Burg. Gott ist der Gott der Kriegsheere, und eine feste Burg. Wer Gott fürchtet, der hat sonst nichts zu fürchten. Darum kümmere dich nicht, liebes Weib, und sey meinet wegen ruhig. — Die Obsorge über dich, und das Schloß und die Grafschaft, habe ich!, nächst Gott, meinem treuen Hausmeister hier über geben. Er ist von nun an Burgvogt und Verwalter meiner Besitzungen! Und nun empfehle ich dich dem Schutze des Höchsten! Lebe wohl, gedenke meiner, und bete für mich."

Genovefa begleitete ihn noch die steinerne Wendeltreppe hinab, und alle Ritter folgten. Sobald sie aus dem Schloßthore traten, da tönten die Trompeten, da blitzten die geschwungenen Schwerter in der eben aufgehenden Morgensonne, den Grafen zu begrüßen. Er schwang sich, um seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, schnell auf sein Roß, und sprengte voran, und mit einem Getöse, das dem Donner glich, sprengten Ritter und Reitersknechte über die zitternde Zugbrücke des Schlosses hinter ihm darein. Genovefa sah von dem Thurme dem Zuge nach, bis er aus ihren Augen verschwand — und verschloß sich dann auf ihr Zimmer, sich auszuweinen und genoß den ganzen übrigen Tag keinen Bissen.

Drittes Kapitel.

Genovefa wird unschuldig angeklagt.

Genovefa lebte nach der Abreise des Grafen auf ihrem Schlosse in der tiefsten Stille. Wenn der röthliche Morgen über den Tannenwäldern aufging, fand er sie schon an ihrem Fenster bey der Arbeit sitzend, und manche Thräne floß, wie Thau auf die Blumen, die sie stickte. Sobald das helle Meßglöcklein tönte, eilte sie zur Schloßkapelle, und flehte mit Inbrunst für das Wohl ihres Gemahls. Nie sah man ihren Kirchenstuhl während des Gottesdienstes leer, und auch manche Nachmittagsstunde brachte sie einsam dort zu. Sie versammelte die Mädchen des Dorfes, das unten am Schloßberge lag, um sich her, unterrichtete sie im Spinnen und Nähen, und erzählte ihnen unter der Arbeit mancherley Schönes. Wie sie von Kindheit an eine Freundin der Armen und Kranken gewesen, so war sie nun eine wahre Mutter derselben. Da war kein Dürftiger, dem sie nicht Arbeit und Verdienst gab, und wo nur ein Kranker war, da besuchte sie ihn in seiner Hütte, und ihre Freundlichkeit und holde Beredsamkeit machte demselben die bittersten Arzeneyen süß. Am Abende spann sie im Kreise der Mägde — und oft noch spät in der Nacht, wenn der Mond in das Fenster schien, saß sie in dem einsamen Zimmer, spielte auf der Laute,

und sang ein frommes Lied dazu. In allem aber hielt sie auf gute Ordnung und reine Sitten, und duldete an ihren Untergebeben durchaus nichts Unrechtes.

Der Hausmeister, dem der Graf alles das Seinige übergeben hatte, hieß Golo. Er war ein feiner, wohlgebildeter Mann, und wußte durch seine schmeichelhaften Reden und durch sein gefälliges Betragen beynahe Jedermann für sich einzunehmen. Allein er war ein Mann ohne Gewissen und ohne Gottesfurcht. Sein Vortheil und sein Vergnügen ging ihm über alles. Ob das, was er that, gut und gerecht sey, das kümmerte ihn gar nicht — wenn es ihm nur nützlich oder angenehm war. Sogleich nach der Abreise des Grafen fing er daher an, den gebietenden Herrn zu spielen. Er kleidete sich prächtiger als der Graf, gab große Tafeln, stellte jeden Tag eine andere Lustbarkeit an, und verschwendete so die Güter seines Herrn. Dabey begegnete er den alten, treuen Dienern des Grafen übermüthig, brach auch dem geringsten Tagwerker an dem wohlverdienten Lohne ab, und ließ keinem Armen mehr auch nur einen Bissen Brod zukommen. Nur gegen Genovefa hatte er bisher immer die tiefste Ehrerbietigkeit gezeigt, und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit gegen sie war ohne Gränzen. Genovefa begegnete ihm immer mit Ernst und Würde, ließ sich nie in ein Gespräch mit ihm ein, und erinnerte ihn immer nur an seine Pflicht. Anfangs schien er ihr zu gehorchen, und suchte seine Fehler vor ihr auf das sorgfältigste zu

verheimlichen. Allein nach und nach nahm seine Kühnheit zu, und zuletzt wurde er so unverschämt, daß er ihr die schändlichsten Anträge machte, die man einer ehrliebenden Frau oder Jungfrau nur immer machen kann. Sie wies ihn mit allem dem Abscheu und Unwillen ab, den er verdiente — und er fing nun an, sie grimmig zu hassen, und beschloß, sie zu verderben.

Genovefa, die nichts Gutes ahndete, schrieb an den Grafen, schilderte den Golo ganz der Wahrheit gemäß, und schloß mit der flehentlichen Bitte, diesen gefährlichen Menschen zu entfernen.

Der Küchenmeister des Grafen, der ein sehr redlicher Mann war, nichts als das Beste seiner Herrschaft suchte, und sich den bösen Anschlägen des Golo, so gut er konnte, widersetzte, hieß Drako. Dieser übernahm es, den Brief der Gräfin durch einen eigenen vertrauten Mann heimlich an den Grafen zu senden. Allein dem listigen Golo war dieß nicht verborgen geblieben. In dem Augenblicke, da Genovefa dem Drako Morgens frühe auf ihrem Zimmer den Brief übergab, stürzte Golo mit gezücktem Schwerte herein, stieß den armen, unschuldigen Drako vor ihren Augen nieder, und erhob ein fürchterliches Geschrey. Alles im Schlosse lief eilends zusammen, sah die Gräfin, entstellt und sprachlos vor Schrecken, in einen Sessel gesunken, und den Drako in seinem Blute zu ihren Füßen liegen; und Golo brachte nun gegen die edle, schuldlose Gräfin solche schändliche Lügen vor, daß alle Knechte und Mägde im Schlosse darüber errötheten. Hierauf schickte er so-

gleich einen Boten mit eben solchen lügenhaften, verläumderischen Briefen, an den Grafen ab, klagte Genovefa, die frömmste und unschuldigste der Frauen, als ein treuloses, ehrvergessenes Weib an, und ließ sie indeß in den tiefsten Thurm des Schlosses werfen.

Golo kannte die Gemüthsart seines Herrn genau. Er wußte, daß der Graf zwar sehr edel gesinnt, gerecht, mitleidig und großmüthig sey; allein daß er, bey allen seinen vortrefflichen Eigenschaften, seine Neigung zum schnellen, auffahrenden Zorn, zur Empfindlichkeit und Eifersucht, nicht zu beherrschen wisse. „Und,“ sagte der Bösewicht, „eine einzige unbeherrschte Neigung eines sonst auch noch so vortrefflichen Mannes, gleicht dem Ringe in der Nase des Bären. Man kann ihn dabey führen, wohin man nur will.“ Golo rechnete also sicher darauf, im ersten Anfalle von Zorn werde der Graf wohl gar Befehl geben, die Gräfin zu ermorden.

Viertes Kapitel.

Genovefa im Gefängnisse.

Der Thurm, der zu Gefängnissen für Uebelthäter bestimmt war, und den das Volk nur den Armensünderthurm nannte, war der fürchterlichste Thurm unter den Thürmen des Schlosses. Genovefa konnte nie ohne geheimen Schauder und ohne herzliches Mitleid gegen die armen Gefangenen daran vorbey

gehen. Und zu unterst in diesem Thurme lag sie nun selbst! Ihr Gefängniß war so kalt, dumpf und schauerlich, wie ein Todtengewölbe. Die Mauern waren schwarzgrau, und von der Feuchtigkeit an vielen Stellen grün angelaufen. Der Boden war mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Nie schien die Sonne dahin, nie der freundliche Mond. Die wenige Tageshelle, die durch ein kleines, schwarzes Eisengitter einfiel, und Genovefas helles, blendendweißes Gewand dienten gleichsam nur dazu, die Schrecknisse dieses fürchterlichen Ortes sichtbar zu machen. Tag und Nacht saß sie nun auf ein wenig Stroh so da! Neben ihr stand ein irdenes Krüglein mit Wasser, und ein wenig rauhes, schwarzes Brod war alle ihre Nahrung. Ihre Augen und Wangen wurden von vielem Weinen nach und nach ganz wund.

Sobald sie aber von der ersten Betäubung des Schreckens und Schmerzens sich erholt hatte, da faltete sie mit glühender Inbrunst ihre Hände, blickte zum Himmel auf und betete: „O du guter Vater im Himmel! Hier sitze ich tief unter der Erde, und blicke auf zu Dir. Ich bin jetzt ganz verlassen. Ich habe Niemand mehr als Dich. Kein mitleidiges Auge sieht meinen Jammer. Meine Stimme erreicht keines Menschen Ohr. Aber Du siehest meine Thränen — Du hörst meine Seufzer! Du bist ja überall zugegen. Du bist auch hier an diesem dunkeln Orte. Mein Vater und meine Mutter wissen nichts von mir, und mein Gemahl ist weit von mir entfernt. Die liebreiche Hand aller meiner

Freunde kann mir nicht helfen. Aber dein Arm ist nicht verkürzt. Du kannst mein Kerkerthor aufthun. O erbarme Du Dich meiner, bester Vater!"

Dann saß sie wieder aufs neue, von Schmerz ganz betäubt, stumm und ohne Thränen da. „O wie glücklich," sprach sie, „sind doch die ärmsten Menschen im Vergleich meiner! Sie sehen doch den schönen, blauen Himmel und die lieblichen, grünen Wiesen. O daß ich statt einer herzoglichen Prinzessin ein armes Hirtenmädchen, oder statt einer Gräfin eine Bettlerin wäre — wie wohl wäre mir da! Ach, mir ist alles genommen, und ich habe gar nichts mehr! Sogar die Sonne, die für Alle ist, ist nur für mich nicht mehr! Doch — fuhr sie fort, und ihre Thränen floßen wieder — Du bist ja noch mein, o Gott! O so sey denn Du meine Sonne! Ja, sobald ich Deiner gedenke, so wird es wieder helle in meiner Seele, und mein von Jammer, wie von einem tödtlichen Frost erstarrtes Herz, thauet wieder auf zu Thränen!"

Jetzt kamen ihr die Worte des ehrwürdigen Bischofs zu Sinne. „Das also," rief sie, und blickte in ihrem Gefängnisse umher — „das ist also das Glück, das du mir verhießest, frommer Mann! Hinter einer Pforte von Blumen wartete dieser dunkle Kerker auf mich! — — Doch, — fuhr sie fort — da Du, o Gott! mich in dieses Gefängniß kommen ließest, so muß es für mich so gut seyn. Ja, Du sendest die Leiden nur aus Liebe. Sie sind nur verkleidete Wohlthaten. Unter dem Unglücke ist lauter Glück und Segen verborgen, wie Deine Hand in

die bittere Schaale mancher Frucht einen süßen Kern verschloß. — So will ich denn dieses Leiden von Deiner Vaterhand getrost annehmen. Nur auf Dich will ich sehen, und nicht über meine Verfolger klagen. Du willst es so — nun Herr, hier bin ich! Mach es mit mir wie Du willst. Aber nur Deine Gnade! Gegen Deinen Willen kann mir ja kein Haar gekrümmt werden."

Nachdem sie so gebetet hatte, empfand sie einen großen Trost. Es war ihr nicht anders, als sagte eine Stimme in ihrem Innersten: „Sey gutes Muths, Genovefa! Du mußt zwar noch vieles leiden — aber aus allen deinen Leiden errettet dich der Herr! Du bist zwar jetzt in den Augen der Menschen eine Uebelthäterin — aber deine Unschuld wird einst doch noch heller glänzen, als die Sonne." Und hierauf verfiel sie in einen erquickenden Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Genovefa wird im Gefängnisse Mutter.

Genovefa saß mehrere Monate lang im Gefängnisse. Diese lange Zeit kam kein Mensch zu ihr, als Golo, der ihr seine schändlichen Anträge ohne Aufhören wiederholte, und ihr nur unter dieser Bedingung eine Ehrenerklärung und die Befreyung aus dem Gefängnisse versprach. Allein Genovefa sprach zu ihm: „Lieber vor den Menschen ehrlos schei-

nen, als es in der That seyn. Lieber zu unterst in diesem Thurme verschmachten, als mich durch eine Uebelthat auf einen Königsthron erschwingen."

Ihr Leiden wurde indeß noch größer. Bald nach der Abreise ihres Gemahls war sie zu der entzückenden Gewißheit gelangt, Mutter zu werden. Dieser Augenblick war jetzt da — und sie wurde Mutter von einem Sohne. „O du liebes Kind!" sprach sie, und drückte es mit zitternden Armen an sich, „so bist du denn da! Und in diesem fürchterlichen Orte erblickst du die Welt! O komm her an mein Herz, daß ich dich erwärme! Ach! deine arme Mutter hat nicht einmal eine Windel, dich darein zu wickeln. Kein Mensch reicht ihr auch nur einen Löffel voll warmer Suppe — ach, wie könnte deine kranke, abgezehrte Mutter dich ernähren! In diesem schauerlichen Aufenthalte hier ist nicht einmal ein anderes Plätzchen, wo ich dich hinlegen könnte, als das harte kalte Steinpflaster hier. Unter diesem finstern feuchten Gewölbe, von dem ohne Unterlaß das Wasser herabtröpfelt, mußt du vor Nässe und Kälte ja umkommen. O ihr Steine da oben, was benetzt ihr mein liebes Kind mit diesen herabfallenden Tropfen? Seyd ihr auch so unbarmherzig, wie die Menschen? Doch nein, verzeiht mir! Ihr stummen Mauern habt mehr Gefühl. Ihr könnet mein und meines Kindes Elend nicht mehr ansehen, und trauert und weinet mit mir."

Hierauf blickte sie zum Himmel auf, hielt ihr Kind mit zitternden Armen empor, und sagte unter Thränen: „O Gott! Du hast mir dieses Kind ge-

schenkt! Du hast ihm das Leben gegeben! Deine Gabe ist es! Dir gehört es an. Dir soll es auch ganz gewidmet seyn! Ja, fuhr sie fort, das sey mein erstes Geschäft, daß ich es Dir weihe. Ich kann es nicht zu Deinem heiligen Tempel senden. Aber Du bist ja auch hier zugegen — und wo Du bist, da ist Dein Tempel. Es ist keine freundliche Hand hier, die es aus der Taufe hôbe, kein Priester, der den Vater und Taufpathen an seine Pflicht erinnere. So will denn ich, seine Mutter, die Stelle seines Taufpathens, Vaters und Priesters zugleich vertreten. — Ich gelobe Dir denn hier feyerlich, o Gott! — wenn Du anders mich und mein Kind noch so lange leben wirst lassen — dieses Kind in dem heiligen Glauben an Dich, o Vater, an Deinen Sohn und an Deinen Geist, in der Erkenntniß Deiner und in der heiligen Liebe zu Dir und allen Menschen zu erziehen, und als ein theures, anvertrautes Kleinod vor dem Bösen zu bewahren, damit ich es Dir an jenem Tage rein und unbefleckt von Sünden und Lastern zurückgeben, und in meiner Rechenschaft vor Dir bestehen möge." Nun betete sie noch lange stille, griff dann nach dem Wassergeschirre, taufte das Kind, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. „Denn," sagte sie, „unter Schmerzen und Thränen kamst du zur Welt. Schmerzenreich soll daher dein Taufname, und die Thränen deiner Mutter sollen dein Eingebinde seyn!"

Hierauf wickelte sie das Kind in ihre Schürze, und legte es in ihren Schooß. „So — sagte sie — hier in meinem Schooße soll deine Wiege seyn."

Dann blickte sie wehmüthig auf das kleine Stücklein harten, schwarzen Brodes neben ihr, und sagte: „Das, du armes Kind, das soll also künftig deine Nahrung seyn! Es ist wohl hart und rauh, und reicht für mich kaum zu — aber sey getrost, die Thränen deiner Mutter sollen es erweichen, und unter Gottes Segen ist es für mich und dich genug!“ Sie kaute das harte Brod nun klein, und ernährte ihr Kind damit.

Als nun das Kind einmal sehr sanft in ihrem Schooße schlief, da neigte sie sich über dasselbe, und seufzte: „O Gott! blicke doch herab auf dieß arme Kind hier in meinem Schooße! Ach! eine Blume würde in diesem dunkeln, kalten Gewölbe, ohne Sonnenlicht und Wärme, ohne erfrischende Luft, bald Glanz und Farbe verlieren, und bleich und siech werden! Ach, wie sollte diese zarte Pflanze hier gedeihen! O Gott, laß es doch nicht so elend umkommen! — O wie liebe ich es — wie gerne gäbe ich mein Leben dafür! Aber Du liebest es noch mehr, als ich. Du liebest mich — liebest alle Menschen mehr, als eine Mutter ihr Kind. Ja, — sagte sie mit lauter, bewegter Stimme, Du hast es ja selbst gesagt: Und wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen könnte, so will ich doch deiner nicht vergessen!“ Als Genovefa so laut sprach, erwachte der Kleine, und lächelte das erste Mal freundlich gegen die Mutter. Genovefa lächelte auch — das erste Mal in ihrem Gefängnisse. „Und du lächelst, liebes Kind?“ sagte sie und drückte es an ihr Herz. „Du achtest der Schrecknisse dieses Ortes nicht? Ja, lächle nur,

Dein Lächeln sagt mir mehr, als tausend Worte. Es ist mir, als wolltest du sagen: Mutter! weine nicht und sey fröhlich! Du bist wohl arm — aber Gott ist reich. Du bist hülflos — aber Gott ist ein mächtiger Helfer. Du liebst mich wohl recht — aber Gott liebt dich und mich noch mehr! Ja, lächle nur, liebes Kind, lächle! So lange du lächelst, kann deine Mutter nicht mehr weinen!"

Nach einigen Tagen kam Golo wieder. Mit wildem, zerstörtem Gesicht trat er vor sie. „Nun hab ichs einmal genug!" sagte er. „Wenn ihr eine Närrin bleiben, und eure Tugendgrillen nicht aufgeben wollet, so erbarmt euch doch wenigstens eures Kindes. Denn, wenn ihr nicht nach meinem Willen leben wollt, so müßt ihr — Gott strafe mich! — sterben und euer Kind dazu." Genovefa antwortete ruhig und ohne Furcht: „Lieber tausend Male sterben, als in etwas willigen, über das ich mich vor Gott, meinen theuern Aeltern, meinem Gemahle und allen guten Menschen schämen müßte." Golo warf ihr einen wüthenden Blick zu, wandte sich vor Zorn ganz blaß, um, und schlug die eiserne Thüre mit einer Gewalt hinter sich zu, daß die Grundfesten des Kerkers zu wanken schienen, und das donnernde Getöse noch lange in dem Gewölbe nachhallte.

Sechstes Kapitel.

Genovefa erhält Nachricht von ihrem nahen Tode.

Um Mitternacht klopfte auf einmal etwas an dem kleinen Fensterlein des Gefängnisses. „O liebe Gräfin, wacht ihr noch?“ rief eine leise, klägliche Stimme. „O was muß ich euch sagen! Ach Gott! Ach Gott! Ich kann vor Weinen fast nicht reden. Ach, der gottlose Golo! Gott strafe ihn, und werfe ihn in die unterste Hölle, — den verruchten Bösewicht.“

„Wer bist du denn?“ fragte Genovefa, und stand auf und gieng an das Eisengitter hin.

„Des Thurmwächters Tochter,“ antwortete die Stimme. „Wißt ihr, die Bertha, die schon so lange krank ist, und der ihr in ihrer Krankheit so viel Gutes gethan habt. Ach, ich habe euch so lieb, und möchte mich euch doch auch gerne dankbar bezeigen. Aber ach! ich bringe euch eine schreckliche Nachricht. Diese Nacht noch müßt ihr sterben. Der Graf will es so; denn er hält euch wirklich für die schändliche Verbrecherin, für die euch Golo ausgab. Das hat er dem Golo geschrieben. Die Mörder sind schon bestellt. Sie müssen euch das Haupt abschlagen. Es ist gewiß so. Ich habe es selbst gehört, wie Golo es mit ihnen verabredete. Und ach! — euer Kind muß auch sterben. Denn der Graf will es nicht für seinen Sohn anerkennen. Ach, mich ließ die Angst

nicht ruhen. Ich konnte die halbe Nacht kein Auge zuthun. Sobald alles schlief, machte ich mich aus meinem Krankenbette auf, und versuchte es, mich zu euch herabzuschleppen. Denn ach — ich könnte nicht mehr leben, wenn ich euch nicht noch einmal spräche — nicht von euch Abschied nähme — und euch für eure Liebe gegen mich nicht noch einmal dankte! Wenn ihr noch etwas zu bestellen, oder sonst etwas auf dem Herzen habt, so vertrauet es mir, damit doch nicht alle eure Geheimnisse mit in die Erde verscharrt werden, und ich vielleicht noch einmal eure Unschuld bezeigen kann."

Genovefa erschrack heftig, und konnte vor Schrecken lange nicht reden. Endlich sagte sie: „Liebes Kind, sey so gut, und bringe mir Licht, Dinte, Feder und Papier." Das Mädchen brachte es, und Genovefa fing an zu schreiben. Weil kein Tisch und Stuhl da war, so schrieb sie auf dem Boden folgenden Brief:

„Liebster Gemahl! Hier auf dem kalten Steinpflaster meines Gefängnisses liegend, schreibe ich noch an dich. Wenn du dieses Blatt lesen wirst, modert mein Leib schon lang in dem Grabe. In wenigen Stunden stehe ich vor dem Richterstuhle Gottes. Ich bin als eine Uebelthäterin zum Tode verurtheilt. Aber Gott weiß es, ich sterbe unschuldig. Dieß betheure ich dir vor seinem heiligen Angesichte und am Rande der Ewigkeit. Glaube mir, ich gehe mit keiner Lüge aus der Welt."

„Ach, bester Gemahl! Mir ist es nur um dich leid. Ich weiß es, du mußt schrecklich betrogen wor-

den seyn, sonst könntest du deine Gnovefa und dein Kind nicht tödten lassen. Aber wenn du den Betrug einmal einsiehst, o so bekümmere dich nicht zu sehr! Du liebtest mich ja immer. Du bist nicht Schuld an meinem Tode. Es ist nun einmal die Schickung Gottes so."

„Bitte aber doch Gott deine Uebereilung ab. Verurtheile Niemanden mehr, ehe du ihn gehört hast. Laß dieses dein erstes übereiltes Urtheil, auch dein letztes seyn. Vergüte diese einzige böse That — obwohl du den geringsten Antheil daran hast — durch tausend gute und edle Thaten. Das ist das Beste, was du noch thun kannst. Trauern und sich grämen, hilft nichts mehr. Und dann denke doch auch, daß ein Himmel ist. Dort wirst du deine Genovefa wieder sehen. Dort wirst du ihre Unschuld und Treue erkennen. Dort wirst du auch deinen Sohn, den du hier nie sahst, das erste Mal sehen. Dort werden uns keine bösen Menschen mehr trennen."

„Doch meiner Augenblicke auf Erden sind wenige mehr. Ich habe meine letzte Pflicht erfüllt, und dir meine Treue bezeugt."

„Ich danke dir auch noch für alle Liebe, die du mir in bessern Tagen erwiesen hast. Ich nehme die Liebe zu dir mit mir ins Grab."

„Nimm dich meiner guten Aeltern an. Sey ein guter Sohn gegen sie. Tröste sie in ihrem Jammer. Ach, ich kann ihnen nicht mehr schreiben — denn meine Stunde naht. Sage es ihnen aber, daß ihre Genovefa keine Verbrecherin war — daß ich un-

schuldig starb — daß ich in der Stunde des Todes noch ihrer dachte — daß ich ihnen für alles, alles, was sie an mir thaten, herzlich danke." — —

„Den Golo, den armen verblendeten Thoren — tödte nicht in deinem Zorn. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe. Hörst du? Ich bitte dich darum. Ich will keinen Groll mit in die Ewigkeit nehmen, und wegen meiner soll kein Tropfen Bluts vergossen werden."

„Auch auf diejenigen, die mir das Haupt abschlagen werden, wirf keinen Haß, daß sie mich unschuldig tödteten — sondern thu ihnen und den Ihrigen vielmehr Gutes. Denn sie können ja nichts dafür, und thun es gewiß ungerne."

„Der gute, unschuldig ermordete Drako war einer deiner redlichsten Diener. Sorge für seine hinterlassene Wittwe und sey ein Vater seiner armen Waisen. Das bist du ihm schuldig — denn seine Anhänglichkeit an dich war eigentlich die Ursache seines Todes. Er starb für dich. Vergiß es auch nicht, ihn öffentlich und feyerlich für unschuldig zu erklären."

„Das gute Kind, das dir diesen Brief gibt, belohne. Sie allein war mir treu, wo alles gegen mich war, oder vielmehr aus Furcht vor Golo sich Niemand meiner anzunehmen getraute."

„Deinen Unterthanen sey ein milder Herr. Lege ihnen keine zu große Bürden auf. Sorge dafür, daß sie gerechte Beamten, würdige Geistliche, und geschickte Aerzte haben. Höre jeden selbst an, der eine Beschwerde vorzubringen, oder dir eine Noth zu kla-

gen hat. Besonders sey gegen die Armen mildthätig. Ach! ich dachte die Mutter deiner Unterthanen zu seyn, und ihnen noch viel Gutes zu thun. Thu es nun du. Du hast nun eine doppelte Pflicht, ihr Vater zu seyn."

„Und nun sage ich dir mein letztes Lebewohl! O traure doch nicht so sehr über mich, liebster Gemahl! Ich sterbe ja gerne — denn kurz und voll Jammer ist dieses Leben — und ob ich gleich eine Sünderin bin, so sterbe ich doch in allen jenen Stücken, deren mich Golo anklagte, so unschuldig, wie mein Erlöser. Er wird meiner Seele gnädig seyn! Noch einmal, lebe wohl und bete für meine abgeschiedene Seele. Ich scheide mit versöhntem, liebevollem Herzen, und bin noch im Tode — deine getreue Gemahlin Genovefa."

Diesen Brief schrieb Genovefa unter einem Strome von Thränen. Dinte und Thränen flossen darin so unter einander, daß man ihn kaum lesen konnte. Sie gab ihn nun dem Mädchen und sagte: „Diesen Brief bewahre wie ein Kleinod auf, und zeige ihn keinem Menschen. Und wenn mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommt, so gib den Brief in seine Hand." Und nun nahm Genovefa ihre Perlenschnur von dem Halse und sagte: „Diese Perlen, liebes Kind, nimm für deine treuen mitleidigen Thränen. Sie waren mein Brautschmuck — und kamen, seitdem ich sie aus der Hand meines Gemahls erhielt, beynahe nie von meinem Halse. Sie sollen nun dein Brautschatz seyn. Sie sind mehrere tausend Goldgulden werth. Vertrau aber deßhalb, weil du jetzt

reich bist, auf nichts Irdisches. Denk, daß deine Gräfin diese Perlen an jenem Halse trug, den jetzt bald das Schwert durchschneiden wird. Lerne an mir, daß man sich auch auf die besten Menschen nicht verlassen kann. Ach! ich dachte nicht, daß selbst derjenige, der mir diese Perlen zur Halszierde gab, diesen Hals würde abhauen lassen. Vertraue daher auf Gott allein. Und nun geh hin, und bleibe fromm und gut. Ich muß mein Herz jetzt noch zu Gott wenden, und mich zur Ewigkeit anschicken. Lebe wohl!"

Siebentes Kapitel.

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Kaum war das Mädchen fort, so krachte die eiserne Thüre des Gefängnisses, that sich rasselnd auf, und zwey geharnischte Männer traten herein. Der eine hielt eine brennende Pechfackel in der Hand, und der andere trug ein großes, entblöstes Schwert unter dem Arme. Genovefa kniete mit ihrem Kinde auf den Armen da, und betete. Die beyden Männer sahen sie beym Glanze der Fackel knieen. „Steh auf, Genovefa!" sprach der Eine, der das Schwert trug und den Scharfrichter machte, mit rauher Stimme, „nimm dein Kind mit dir, und folge uns!" Genovefa rief: „Gott sey mir gnädig! Ich stehe in seiner Hand!" — stand auf, und wankte ihnen nach. Der Weg gieng durch einen langen, unterirdischen Gang,

der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel gieng voran, der mit dem Schwerte hinter ihr darein, und ein großer zottiger Hund begleitete sie. Endlich kamen sie an eine große eiserne Thür. Da steckte der Mann, der voraus gieng, den Schlüssel an, und löschte die Fackel. Die Thür gieng auf, und sie waren nun unter freyem Himmel — nahe an einem großen Walde. Es war eine helle Herbstnacht. Der Himmel war voll Sterne. Der Mond neigte sich zum Untergange. Der Wind wehete kalt. Keiner der zwey Männer sprach ein Wort. Sie führten Genovefa weit — weit in den Wald hinein. Nun kamen sie auf einen freyen Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Espen umgeben war. Da sagte der Mann mit dem Schwerte finster: „Nun halt Genovefa," und knie nieder. Genovefa kniete nieder. „Jetzt gib dein Kind her, und du Heinz, verbind ihr indeß die Augen!" fuhr er fort, und nahm das Kind bey dem Aermlein, und hob das Schwert auf. Allein Genovefa schloß ihr Kind fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf, und schrie laut: „O Gott, laß mich sterben — nur rette mein Kind!"

„Mach keine Umstände," sagte der rauhe Mann. „Was seyn muß, muß seyn! Gib her!"

Aber Genovefa fuhr weinend und jammernd fort zu reden: „O ihr lieben Männer, und dieses arme, unschuldige Kind könntet ihr ermorden? Was hat es denn verbrochen? Wem hat es ein Leid gethan? Ermordet mich! ich will ja gerne sterben! Seht da meinen entblößten Hals! Nur laßt mein liebes Kind

leben! bringt es zu meinen Aeltern! Oder wenn ihr das nicht dürft, so laßt — nicht wegen meiner, sondern meines Kindes wegen — mich leben. Ich will ja gerne diesen Wald in meinem Leben nicht mehr verlassen, und nie mehr unter die Menschen kommen! O seht, ich, eure Frau und Gräfin! kniee vor euch und umfasse flehend eure Kniee. Wenn ich euch je etwas zu Leid gethan habe, so tödtet mich! Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, so bringt mich um. Aber ihr wißt es ja, daß ich unschuldig bin! O es reuet euch einmal gewiß, wenn ihr jetzt meiner Zähren nicht achtet. Seyd barmherzig mit mir, so wird es Gott auch einst mit euch seyn! Laßt euch zeitlichen Lohn nicht zu bösen Thaten verleiten — denn ihre Strafe ist ewig. Fürchtet doch Gott mehr als die Menschen. Oder wollt ihr denn diesen Golo wirklich höher achten, als Gott? Vergießt doch kein unschuldiges Blut — denn das Blut der Unschuld schreyt zum Himmel um Rache, und ein Mörder hat keine Ruhe mehr."

„Ich thue nichts" sagte der Mann mit dem Schwerte, „als was mir befohlen ist. Ob es recht oder unrecht sey, mögen Golo und der Graf verantworten."

Allein Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen. „O blickt doch zum Himmel auf!" sprach sie, „seht ihr dort den Mond! Seht, er verbirgt sich hinter den Tannen, als könnte er die That, die ihr vorhabt, nicht ansehen! Seht doch, wie blutroth er untergeht! O so oft ihr ihn künftig so untergehen seht, wird er euch des unschuldig vergossenen Blutes anklagen!

Ja, wenn er auch hoch am Himmel steht, und allen Menschen helle und klar scheint, so würde er doch euch blutroth vorkommen. — O horcht doch! Horcht, es erhebt sich ein Wind! Hört ihr nicht, wie schauerlich die Bäume rauschen, und wie laut alle Blätter zittern. Die ganze Natur entsetzt sich über den Mord der Unschuld. O künftig wird euch jedes rauschende Blatt erschrecken! — Seht da droben die Sterne! Wie mit tausend Augen schaut der Himmel auf euch herab! Könntet ihr unter Gottes Himmel eine solche Greuelthat begehen! Denkt, dort oben über den Sternen ist ein Gott, vor dessen Gericht ihr einst stehen müßt! — O Du Vater der Wittwen und Waisen dort oben, o erweiche Du das Herz dieser Männer, die ja auch Weiber und Kinder haben — und halte ihren Arm inne, daß sie einer armen Mutter und ihres wimmernden Kleinen verschonen und diese schwere Blutschuld nicht auf sich laden!"

Der eine Mann, der immer geschwiegen hatte, wischte sich eine Zähre ab, und sagte zum andern: „Du, Kunz, mir bricht das Herz! Wir wollen sie leben lassen. Wenn du Blut vergießen willst, so stoß dein Schwert lieber dem Golo in die Brust. Er ist der Schuldige — sie aber hat in ihrem Leben nichts als Gutes gethan. Denk doch an deine letzte Krankheit, was sie dir da alles that."

„Sie muß sterben," sagte Kunz. „Da hilft nichts, mein lieber Heinz! Es kommt mich bey meiner armen Seele auch hart an, sie umzubringen. Allein wenn wir sie leben lassen, müssen wir beyde sterben. Und ihr hilfts doch nichts. Go=

so wird sie doch noch zu finden wissen. Zudem müssen wir ihm ja ihre Augen zum Wahrzeichen bringen, daß wir sie umgebracht haben!“

„Wir wollen sie dennoch leben lassen!“ sagte Heinz. „Wir können es ja so machen: Wir lassen sie, damit wir nicht verrathen werden, schwören, immer in diesem Walde zu bleiben — und dem Golo bringen wir dann die Augen deines Hundes da. Ich wette, daß böse Gewissen läßt sie ihn nicht so genau ansehen, daß er den Betrug merkte. — Aber nicht wahr, es kommt dich hart an, deinen Hund zu tödten? Bedenk doch, Kunz! sollten denn unsere liebe Gräfin und unser junger Graf, sollte diese unglückliche Mutter und ihr unschuldiges Kind dir nicht werther seyn, als — Gott verzeih mirs! — dein Hund? Kunz, sey doch kein Unmensch!“

„Das bin ich nicht!“ sagte Kunz. „Gott weiß, noch nie ward mir mein Amt so schwer. Allein Golo wird rasend, wenn — —“

„Mit deinem Golo!“ sagte Heinz. „Der Unschuld das Leben zu schenken, ist offenbar etwas Gutes. Und ein Mann muß sich beym Gutesthun nicht fürchten, sondern auch etwas wagen. Wenn wir uns für jetzt auch ein Ungemach zuziehen — was ists denn? Ueber kurz oder lang bringt es doch gute Früchte!“

Der harte Mann sagte endlich: „Es sey! Wir wollen es wagen.“ Er sagte nun Genovefen sogleich einen fürchterlichen Eid vor, ihr Leben lang nicht mehr aus dieser Wildniß zu entweichen, und sie mußte ihm jedes Wort nachsprechen. Auch Heinz

mußte ihm auf sein Schwert schwören, keinem Menschen ein Wort von ihr zu sagen, und sie auch nie in der Wildniß zu besuchen. Nun führte Kunz mit seinem Gefährten, um recht sicher zu gehen, sie noch Meilen weit über Berg und Thal in die fürchterlichste Gegend der Wildniß, wo noch nie ein menschlicher Fußtritt gewandelt hatte, hinein — da sank sie endlich kraftlos und ohnmächtig unter einem Tannenbaume nieder. Die Männer ließen sie liegen, und giengen ihres Wegs. Nur der Eine sah sich noch einmal mit nassen Augen um, und sagte: „Gott wolle sich ihrer erbarmen, und für sie und ihr armes Kind weiter sorgen! Denn wenn er nicht barmherziger wäre, als die Menschen, so wärs gefehlt.“

Als sie in das Schloß zurückkamen, saß Golo wie ein Verzweifelnder in der Stube da, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. „Wir bringen da die Augen!“ — sagte Kunz, indem er an der Thür stehen blieb, und die Augen des Hundes in der offenen Hand hinzeigte. — „Ich will sie nicht sehen!“ schrie Golo fürchterlich, und sprang auf, und griff an sein Schwert. „Und wenn mir noch einmal einer den Namen der Unglücklichen nur nennt, so reiß ich mein Schwert heraus, und stoß ihn nieder. Sogleich geht mir aus den Augen — und kommt mir nie mehr unter das Gesicht!“ „Das ist doch sonderbar!“ sagte er dann bey sich selbst, „vorhin schien mir die Rache an Genovefa so süß, — und jetzt ist sie mir so schrecklich bitter, daß ich einen Finger aus meiner Hand gäbe, wenn ich das Geschehene

ungeschehen machen könnte! Ach, wer seiner Leidenschaft folgt, findet sich am Ende doch allemal betrogen!"

Achtes Kapitel.

Genovefa und ihr Kind werden durch eine Hirschkuh vom Hungertode errettet.

Genovefa blieb lange ohnmächtig unter der Tanne liegen. Endlich erwachte sie — und sah sich mit ihrem Kinde in dem wilden Walde allein. Der ganze Himmel hatte sich indeß mit Wolken bedeckt. Der Mond war längst untergegangen. Es war sehr finster. Ein fürchterlicher Sturm braußte durch die Bäume. In dem Baume über ihr schrie eine Eule — und nicht weit von ihr heulte ein Wolf. Sie schauderte vor Furcht zusammen.

„O Gott, o Gott!" rief sie, welch ein Entsetzen ergreift mich! Doch — Du bist ja auch hier bey mir. Vor Dir ist die Nacht helle. Du siehst mich! Wo kein Mensch ist, da bist Du. Du verläßt diejenigen nie, die auf Dich trauen. Du hast mich und mein Kind — unendlicher Dank sey Dir dafür — aus der Hand der Menschen errettet. Du wirst uns nicht durch wilde Thiere umkommen lassen. Auf Dich will ich vertrauen, und mich nicht fürchten."

Sie blieb nun mit ihrem Kinde auf dem Schooße so unter dem Baume sitzen, faltete ihre Hände über ihren Knieen zusammen, blickte mit stillen Thränen

zum Himmel, und wartete, bis der Tag anbrach. Allein er brachte ihr neuen Jammer. Es war ein trüber neblichter Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Ueberall nichts als kahle Felsen, schwarze Tannen, Dornen, und Wachholdergesträuch. Die Morgenluft wehte schneidend kalt — und endlich fieng es gar an heftig zu regnen und zu schneyen. Genovefa zitterte vor Frost, und ihr liebes Kind fieng vor Kälte, Nässe und Hunger laut anzu weinen. Sie suchte überall umher einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle zum Obdache, und einige wilde Baumfrüchte zur Nahrung zu finden. Aber nirgends fand sie ein trockenes Plätzchen — nirgends an den halbentblätterten Sträuchen auch nur eine Beere. Da grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten, bereits gefrornen Boden einige Wurzeln aus — und der Schnee ward von ihrem Blute rothgefärbt! Diese Wurzeln zerkaute sie nun, und gab sie ihrem Kinde.

Darauf gieng sie, so matt und kraftlos sie war, mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schnee und Regen durch die fürchterliche Wüste weiter, ohne zu wissen, wohin. Als sie abermals einen Felsen überstiegen hatte, da sah sie unten zwischen den rauhen Felsen ein kleines, schmales Wiesthälchen. Sie kletterte hinab. In einem Felsen, der dicht mit Tannen bewachsen war, erblickte sie unter den überhängenden Aesten endlicheine kleine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, die geräumig genug war, zur Noth zwey oder drey Personen zu beherbergen. Nicht weit davon rauschte eine Quelle, hell wie Kristall, aus

dem Felsen hervor. Eine Art Kirbisstaude rankte an dem Felsen hinauf. Ihre Blätter waren aber verdorrt, und ihre halb verfaulten Früchte lagen am Boden umher, und waren nicht zu genießen.

Genovefa gieng mit ihrem Kind in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt. Allein noch immer zitterte und bebte sie vor Frost. Es war jetzt Mittag, der Hunger quälte sie schrecklich, und auch ihr Kind fieng wieder an vor Hunger zu weinen und zu schreyen. Da knieete sie in der Höhle nieder, legte ihr Kind vor sich auf den Boden hin, blickte durch die Oeffnung der Höhle zum Himmel, faltete die Hände und betete: „O Du guter Vater im Himmel! Blicke hernieder auf eine weinende Mutter und ihr verschmachtendes Kind! Du ernährst ja auch in der rauhen Jahrszeit die Raben, die an den hohen Felsen herumfliegen. Du vergissest auch des Würmleins nicht, das hier an der Felsenwand kriecht, und läßt es auch im Winter ein Zäserlein grünes Moos finden. Du kannst mich und mein Kind auch in dieser Wildniß erhalten, und wohl aus den Steinen hier Brod machen. Nein, Vater! Du wirst uns nicht verschmachten lassen! Du hast uns eben jetzt eine Wohnung finden lassen. Du wirst auch für Nahrung sorgen!“

Sieh, da zertheilten sich mit einem Male die Wolken, und die Sonne schien mild und warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube — und plötzlich stand eine Hirschkuh vor der Höhle. Da sie nie von Menschen war verfolgt worden, so war sie gar nicht scheu. Sie kam in

die Höhle, die ihr gewöhnlicher Aufenthalt war, ungescheut herein, und blieb so gegen Genovefa stehen. Genovefa erschrack anfangs über das Thier; nach und nach aber wurde sie kühner, und streichelte es. Das Thier schien gegen diese Freundlichkeit nicht ganz ohne Gefühl zu seyn. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieses Thieres zu ernähren. „O Gott! wozu zwingt die Noth eine arme Mutter!“ sagte sie, und ließ das Kind an der Hirschkuh trinken. Das Thier, dem ein Wolf das Junge zerrissen hatte, und das von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwieg und schlafen wollte, in einen Theil ihrer Kleidungsstücke, und legte es in eine Ecke der Höhle, wo ein recht bequemes Plätzchen hiezu war.

Nachdem Genovefa für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst auf sich. Sie gieng wieder aus der Höhle, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zerbrach jeden in zwey gleiche Stücke, höhlte sie aus, und wusch sie in der Quelle hell und rein. Als sie zurück kam, hatte sich das Thier indeß in der Höhle niedergelegt. Genovefa hielt ihm einige grüne frische Kräuter vor, die sie in der Quelle gefunden hatte. Da stand das Thier auf, fraß sie ihr aus der Hand, und leckte ihr dann, als wollte es ihr seine Dankbarkeit bezeigen, die Hand. Nun versuchte Genovefa, das Thier zu melken. Das Thier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbisschalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Kniee nieder,

hob eine gelbe Schale voll reinlicher lauer Milch mit beyden Händen zum Himmel, und betete weinend: „O mein Gott! Nimm meine Thränen zum Dank für diese Deine milde Gabe. Ja, Dein Geschenk ist sie, diese Milch hier! Du ließest mir mitten in diesen harten Felsen eine Quelle der Nahrung entspringen! Du fügtest es, daß vielleicht irgend ein Vögelein das Kürbiskörnlein in dieser Wildniß verlor, damit es mir nicht an Geschirr fehle, Deine Gabe aufzufassen. Du leitetest meine Tritte zu dieser Höhle — dem Aufenthalte dieses guten Thieres! Nun darf ich — nun darf mein Kind nicht verschmachten. Nun kann ich dem kalten, nahrungslosen Winter, im Vertrauen auf Dich, ruhig und getrost entgegen sehen!“

Sie trank nun — und Thränen der Dankbarkeit tröpfelten in die Milch. „O welch ein köstlicher Trank! sagte sie. So wohl hat mir in meinem Leben noch keine Speise geschmeckt. O Gott! wie wenig wußte ich an der reichen Tafel meiner Aeltern Deine Gaben zu schätzen! O verzeih doch, daß ich Dir nicht besser dankte — verzeih, daß ich den Armen nicht mehr Gutes that! Ach, ich hatte es nie erfahren, wie weh der Hunger thut! O wie manchem Dürftigen hätte ich mit kleinen Kosten eine große Labung verschaffen können!“

Nachdem sie mit der Milch sich recht erquickt und Gott noch einmal dafür gedankt hatte, gieng sie wieder aus der Höhle, pflückte an den Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes, trockenes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon, und bereitete dann für sich und ihr Kind in

der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingange der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle noch mehr gegen den Wind zu verwahren. Unter einem Tannenbaume hatte sie ein kleines, dürres Stöcklein gefunden, das zierlich mit zartem, weißem, gelbem und grünem Moose bewachsen war. Sie zerbrach es in zwey ungleiche Stücke, befestigte dann mit einem zähen Tannenreise das kleinere Stück so an das größere, daß ein Kreuz daraus wurde, und stellte dann das Kreuz an dem besten Orte der Höhle auf. Als sie mit allem fertig war, setzte sie sich müde in der Höhle nieder. Die Tannenäste, die den Eingang, wie ein dunkelgrüner Vorhang bedeckten, verbreiteten eine angenehme Dämmerung in der Höhle, und von der Ausdünstung des Thieres war die Höhle bereits lieblich erwärmt. Wie nun Genovefa so da saß — da wurde ihr mit einem Male ganz ungemein leicht und wohl um das Herz. Sie dankte Gott innig, daß er sie aus dem dunkeln Gefängnisse errettet, und ihr gegen Golo eine sichere Zufluchtsstätte verschafft hätte. Freylich fiel ihr ein, daß sie auch hier vieles zu leiden haben würde. Allein sie blickte auf das Kreuz hin, und betete:

„O mein göttlicher Erlöser, der du aus Liebe zu mir am Kreuze starbst! Dieses Dein Zeichen will ich immer vor Augen haben. Immer soll es mich an Deine Liebe erinnern. Mit Dir will ich nun mein Einsiedlerleben in dieser Wildniß anfangen. Mein Leiden ist nun mein Kreuz. Ich will es nach Deinem Beyspiele geduldig auf mich nehmen, und stets beten

wie Du: „Vater! Dein Wille geschehe und nicht der meine.“ Es wird ja auch einmal ein Ende nehmen, und der Augenblick kommen, wo ich mit Dir sagen kann: „Es ist vollbracht!“

Nachdem sie so gebetet hatte, schloß ihr — nach langer Zeit das erste Mal — ein sanfter Schlaf die Augen. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen — und die treue Hirschkuh, die von nun an sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen.

Neuntes Kapitel.

Genovefas einsames Leben in der Wildniß.

Genovefa lebte von nun an in dieser Wildniß als eine wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, der Sommer kam, machte dann wieder dem Winter Platz, und so gieng es fort, ohne daß sich etwas besonderes ereignete.

Wenn sie des Sommers am heißen Mittage so zwischen den stummen Felsen und Bäumen dasaß, und nichts hörte, als das Gekrächze der Raben, oder das Hacken eines Spechtes; wenn in schauerlichen Herbstnächten der kalte Mond hoch am Himmel stand und das einsame Felsenthal beschien; wenn sie so des Winters aus ihrer Höhle über die unermeßliche Menge Schnee hinsah, in dem sie nur die Spuren wilder Thiere bemerkte: da sehnte sie sich wo l recht herzlich, wieder einmal das Angesicht ihrer Aeltern, ihres Gemahls, ihrer Freunde oder nur irgend eines Menschen zu sehen. „O wie glück=

lich," seufzte sie oft, „sind doch die Menschen, die bey einander leben, und mit einander reden und sich ihre Leiden und Freuden mittheilen können! Und wie thöricht sind sie, daß sie dieses süße Glück oft gar nicht achten, und sich einander das Leben vielfältig so bitter machen." Dann faßte sie sich aber alle Male wieder, und sprach: „O Gott! das Glück, mit Dir umgehen zu können, ist ja doch noch unendlich süßer, als der Umgang mit Menschen! Wenn wir auch von Menschen ferne sind, so bist doch Du uns immer nahe — in der öden Wildniß und in der stillen Mitternacht! Welche Seligkeit, daß wir jeden Augenblick mit Dir reden können — Du innigster Freund unsrer Seele!" Sie gewöhnte sich so daran, immer mit Gott umzugehen, und im Herzen mit Ihm zu reden, daß ihr in diesen freundlichen, vertraulichen Gesprächen, Stunden wie Augenblicke verflossen.

Obwohl ihr das Ausgraben der Wurzeln und das Sammeln der Waldfrüchte viele Arbeit machte, so so mußte sie doch manche Stunde so da sitzen, wo sie gar nichts zu thun wußte. Da sagte sie dann oft: „Ach, wenn ich nur einige Stricknadeln und Garn hätte, wie angenehm würde mir da manche lange Stunde verfließen — wie wollte ich da mich und mein Kind so gut kleiden! Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit, allein ohne Arbeit ist das Leben so traurig und langweilig, und die härteste Arbeit ist süß gegen das Nichtsthun."

Oftmals hatte sie das sehnlichste Verlangen nach einem guten Buche. „Wie manche Stunde," sprach

sie, „könnte ich da so schön und lehrreich zubringen! Doch Deine Werke umher, lieber Gott, sind ja auch ein Buch, das du selbst geschrieben hast.“ Sie fieng nun an Gottes Werke viel aufmerksamer zu betrachten, als sie es sonst in ihrem Leben gethan hatte — und das kleinste Blümlein, Käferlein oder Schnecklein machte ihr, wenn sie so die Spuren der Weisheit und Güte Gottes daran bemerkte, oft unaussprechliches Vergnügen.

Ganz ungemein erfreulich und tröstlich war es ihr, daß Christus so viele seiner schönsten Gleichnisse von solchen Gegenständen hergenommen hatte, von denen sie auch in der Wildniß umgeben war. Wenn die Sonne im Frühlinge wieder so lieblich in die Höhle herein schien, dann sagte sie hocherfreut: „Du lieber Gott! Deine Sonne ist mir ein schönes Bild Deiner Freundlichkeit und Vaterliebe. Denn Jesus, Dein Sohn sprach ja: Der Vater im Himmel läßt S e i n e Sonne aufgehen über die Guten und Bösen. Meine Liebe zu den Menschen gleiche daher Deiner Sonne. Auch meinen Feinden würde ich gerne Gutes thun, wenn ich nur könnte.“ Wenn sie um ihren Lebensunterhalt bekümmert war, und Traurigkeit sich in ihr Herz einschleichen wollte, und sie dann an einem schönen Morgen den herrlichen Gesang der Vögel hörte, dann rief sie: „Ihr seyd so munter und sorglos, ihr kleinen, heiteren Geschöpfe, und singt so fröhlich! Sollte ich denn nicht auch fröhlich seyn, und singen, wie ihr? Jesus will ja dieß, und sagt es uns: Schauet doch nur die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht, sie ärnd-

ten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie dennoch. Seyd ihr denn nicht viel mehr, als sie? — Ja, mein Gott, Du liebst mich mehr, als alle diese Vögel; ich sollte daher auch viel fröhlicher seyn, als sie alle, und mich nicht kümmern, wenn jetzt schon für mich kein Körnlein mehr ausgesäet, kein Halm mehr eingeärndtet, und keine Garbe mehr in die Scheuer gebracht wird.“ Wenn sie die Blumen der Wildniß, die ihr kleines Thälchen mit tausenderley bunten Farben schmückten, betrachtete, sagte sie: „Auch ihr seyd mir freundliche Pfänder, gleichsam lauter liebliche Vergißmeinnicht, daß Gott mich liebe. Auf solche Blumen zeigte Jesus, als er sprach: Betrachtet die Blumen des Feldes! Sie arbeiten und spinnen nicht. Und dennoch sage ich euch: Auch Salomo in aller seiner Pracht war nicht so schön gekleidet, als eine aus ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde so schön kleidet — sollte er das nicht vielmehr euch thun, ihr Kleingläubigen? Ich will also nicht mehr kleingläubig und nicht mehr kleinmüthig seyn, und obwohl ich jetzt nicht spinnen und nähen kann, mich doch nicht mit Sorgen wegen meiner künftigen Kleidung quälen.“ Des Sommers, wenn es in ihrem Felsenthale glühend heiß war, und sie durstig zu ihrer Quelle kam, und frisches Wasser schöpfte und trank, sagte sie oft: „Was diese Quelle meinen brennenden Lippen ist, das ist Deine Lehre, Dein Geist, o Herr! meiner Seele. Du sagst es ja selbst: Wer dürstet, der komme zu Mir, und trinke. Das Wasser, das Ich ihm gebe,

wird in ihm zur Quelle werden, die ins ewige Leben fortfließt. — Ja, diese innere Lebensquelle allein erquickt mich mit Trost, und tränkt mich mit Freuden, jetzt, da mir aller Trost von außen genommen ist, und mir alle Freuden des geselligen Lebens entrissen sind.“ Oft, wenn sie die ungeheuern Felsen, die ihr Thal einschlossen, und schon Jahrtausende unter Sturm und Wetter unerschüttert da standen, betrachtete, kam ihr das Wort Jesu zu Sinn: „Wer meine Worte hört, und sie vollbringt, den vergleiche ich dem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ „Auf Dein Wort, sprach sie dann, will ich mein Heil bauen, und es stehet felsenfest.“ Sogar die Dornen und Disteln waren ihr lehrreich. „Wenn man von euch, ihr stachlichten Gewächse, Weintrauben und andere edle Früchte abpflücken könnte, sprach sie, das wäre mir freylich sehr lieb, und käme mir hier in der Wildniß sehr wohl zu statten. Allein es bleibt bey dem, was Jesus sagte: „Von den Dornen kann man keine Trauben, und von den Disteln keine Feigen einsammeln. Ein jeder gute Baum bringt gute, und ein schlechter Baum bringt auch schlechte Früchte hervor. — Ich will daher ein guter Baum seyn und Gutes thun, so viel ich kann. Nie will ich den Dornen und Disteln gleichen, die nur stechen, und keine oder nur schlechte Früchte hervorbringen.“ So waren die Sonne, die Vögel, die Blumen, die Quellen, der Fels, die Dornen und Disteln ihr lauter Merkzeichen, die sie an die Worte Jesu erinnerten, und ihr genug zu denken gaben.

Lieblicher als die Frühlingssonne, erfreulicher als der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln, lehrreicher als alles, was man in der Wüste sehen konnte, war ihr der Anblick ihres Kindes. Sie trug es an jedem heitern Tage aus der dunkeln Höhle heraus unter den schönen, blauen Himmel. Wenn sie dann, während die Hirschkuh in einiger Entfernung graste, mit dem Kinde auf dem Arme so vor der Höhle auf- und abgieng, und mit dem Kind, obwohl es noch nichts davon verstand, in den freundlichsten Ausdrücken redete; wenn dann das Kind das kleine Aermchen nach ihr ausstreckte, und sie anlächelte, so war es ihr nicht anders, als verschönerte dieses Lächeln die ganze Wildniß, und als wäre alles rings umher golden. Sie sank dann oft an der Stelle, wo sie stand, auf die Kniee, drückte das Kind an ihre Brust, blickte mit dem sanften, milden Lächeln mütterlicher Zärtlichkeit auf dasselbe herab, und sprach: „O Gott, wie kann ich es Dir genug danken, daß Du mir doch dieses liebe Kind noch gelassen hast! Welche Freude, welchen Trost, welche tägliche, angenehme Beschäftigung gewährt es mir in diesem rauhen Aufenthalte! O blick auch Du, Vater im Himmel, mit Segen auf dieses mein Kind herab, und laß es ferner wachsen und gedeihen!“ — „Wie heiter und fröhlich es aus den Augen blickt,“ fuhr sie dann fort, „wie rein die lockichte Stirne und die holden Wangen noch von allen Leidenschaften sind, wie sorglos er hier an meinem Herzen ruht! O wohl mit Recht sagte der göttliche Erlöser: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet

ihr nicht in das Himmelreich kommen." Ach, daß doch alle Menschen aus freyer Wahl und Ueberlegung so ohne allen Stolz, Neid, Haß und andere böse Leidenschaften wären, wie es dieses Kind noch in seiner Unschuld und aus glücklicher Unwissenheit ist! Dann hätten wir wohl ein Himmelreich in unserm Herzen; dann könnten wir in dieser Welt so fröhlich leben, wie das Kind an der Brust der Mutter; dann könnten wir eben so zufrieden und selig — gleichsam an dem Vaterherzen Gottes ruhen!

Manchmal regte sich in ihr der lebhafteste Wunsch, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können. „Welche Seligkeit ist das," sagte sie, „wenn Tausende vereint vor Gott knieen, Gottes Wort vernehmen, oder der Lobgesang der glaubensvollen Menge sich andachtsvoll zum Himmel erhebt! O wenn ich nur wieder einmal eine Glocke hörte, ich glaube, es wäre mir schon leichter um das Herz!" „Doch," sagte sie dann wieder, „die ganze Natur — der Himmel über mir, und die Erde um mich her, ist ja auch Dein Tempel, o Gott, und das Herz, das in der einsamen Wildniß schlägt, und sich nach Dir sehnt, ist ja auch Dein Altar. Dieses Felsthal sey denn ein Tempel, der Dir geheiliget ist, und mein Herz sey der Altar." — Es war auch kein Baum und kein Fels, wo sie nicht geknieet und gebetet hatte, und wenn sie der Winter nicht mehr ausgehen ließ, so knieete sie manche Stunde vor dem kleinen Kreuz in ihrer Höhle, auf einem rauhen Steine, der aus der Felsenwand hervorragte, und ihr zum Betschemmel diente.

Zehntes Kapitel.

Genovefas Mutter-Freuden in der Wildniß.

Wie manchmal unter den Kräutern und Dornen der Wildniß eine herrliche purpurne Blume aufwächst, so blühte jetzt für Genovefa mitten in ihrer tiefen Einsamkeit die schönste der geselligen Freuden auf. Schmerzenreich, ihr liebes Kind, hatte indeß sehr zugenommen, und war jetzt ein wunderschönes Knäblein, das bereits gehen konnte. Sie kleidete ihn in das schöne buntgesprengelte Fellchen eines jungen Rehes, das sie einst im Walde dem Fuchse abgejagt hatte. Obwohl der Knabe nichts als Kräuter und Wurzeln, Milch und Wasser genoß, so sah er doch so vollkommen und so blühend aus, wie das Leben. Jetzt erwachte die Vernunft des holden Knaben; er fieng an, sich seiner selbst bewußt zu werden, die Dinge um sich her zu unterscheiden, Worte zu verstehen und nachzusprechen.

Genovefa, die schon so lange kein Wort mehr von Menschenlippen gehört hatte, empfand eine entzückende Freude, als sie die ersten verständlichen Laute aus dem Munde des Knaben vernahm; eine noch größere Freude aber fühlte sie, als er das süße Wort Mutter das erste Mal schön und deutlich aussprach. Es war dieses zu Anfang des Winters. Sie redete nun in ihrer dunkeln Höhle

Stunden lang mit ihm, lehrte ihn alles, was man in der Höhle und in dem kleinen Thälchen sah, von der Sonne bis zum Kieselsteinchen, von der Tanne bis zum Mooszäserchen nennen, und konnte bald mit ihm kleine Gespräche darüber führen. Die ersten Strahlen der erwachenden Vernunft, die ersten Funken der kindlichen Liebe, die sie an ihm bemerkte, machten ihr unbeschreibliches Vergnügen, und jeder Tag ward für sie reicher an mannigfaltigen Mutterfreuden. Es blühte ihr gleichsam mitten im Winter ein schöner Frühling auf.

Gegen Ende des Winters wurde der Knabe zwar krank, und konnte lange nicht mehr aus der Höhle. Allein bald nach den ersten Tagen des Frühlings war er schon wieder gesund, und blühte nun wieder so schön, wie eine Rose. Da nahm ihn Genovefa an einem schönen Frühlingsmorgen bey der Hand, und führte ihn das erste Mal wieder aus der dunkeln Höhle heraus in das Freye und hinab in das blumige Thälchen. Die Pracht des vollen Frühlings, die der Knabe jetzt, in den Tagen des hellern Bewußtseyns, mit einem Male erlbickte, machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck. Ganz erstaunt blieb er stehen und betrachtete alles mit großen Augen. „Mutter! was ist das?“ rief er. „Alles ist ja ganz anders, als vorher — alles viel schöner! Das Thal da war ja ganz weiß von Schnee, und jetzt ist es so schön grün, daß die Tannen dagegen nur schwarz sind. Und die Gesträuche und Bäume, die vorher dürr und kahl da standen, und nur hie und da ein gel-

des Blatt hatten — die sind jetzt voll, voll zarter, hellgrüner Blättlein. Und wie die Sonne jetzt so lieb und warm scheint — und wie der Himmel so schön blau ist! Und sieh nur da auf den Boden — welche wunderschöne, kleine, nette Dingerchen das sind — o sieh nur, wie schön gelb und blau und weiß!"

„Das sind Blumen, liebes Kind!" sagte Genovefa. „Sieh, da breche ich einige für dich ab. Diese hier sind Gänse- oder Ringelblümchen! Sieh, wie sie innen so schön gelb sind, und was die zarten, weißen Blättlein rings umher für schöne purpurrothe Spitzen haben. Diese gelben da sind Schlüsselblumen. Riech einmal daran! Dieses blaue hier ist ein Veilchen! Das riecht noch lieblicher. Da nimm sie — alle gehören dein! — und pflücke noch, so viel du willst." Er pflückte so viele, daß er sie mit seinen kleinen Händen nicht mehr umspannen konnte.

Genovefa führte ihn hierauf in ein grünendes Gebüsch, unten am Ende des Thälchens. „Nun horch einmal," sagte sie, „hörst du nichts?" Der Knabe hörte, das erste Mal bey deutlichem Bewußtseyn, den tausendstimmigen Gesang der Vögel, die hier, von muthwilligen Händen ungestört, in unzähliger Menge nisteten. „Ey," rief er neugierig, „was klingt denn so schön? In allen Bäumen und Büschen klingen ja hunderterley liebliche Stimmchen durch einander. Wir wollen doch einmal sehen, was es ist. Komm!"

Genovefa setzte sich auf ein moosiges Felsenstück das von einem paar jungen Buchen beschattet war, nahm den Knaben auf den Schooß, und streute, was sie im Winter und in den ersten Tagen des Frühjahrs öfters gethan hatte, einige gesammlte Samenkörnlein von Waldkräutern hin, und lockte den Vögeln. Da kamen eine Menge Vögelein herbey — das freundliche Rothkehlchen, der grünliche Zeisig, der Hänfling mit prächtig purpurrother Scheitel und Brust, der buntfärbige Stiglitz — und pickten die Körnlein geschäftig auf. „Sieh," sagte sie, „diese Vögelein singen so schön."

Der Kleine war vor Freude außer sich. „O ihr lieben, lieben, netten Thierchen!" sagte er. „Ihr singet also schön? Ihr könnet es freylich besser als die Raben, die den Winter hindurch oft so traurig krächzten, und ihr seyd auch viel schöner als sie. — Aber sag mir nur Mutter!" fieng er wieder an, „wie kommts denn, daß jetzt alles so schön ist? Wo kommen denn alle diese schönen Sachen her? Denn du hast unser Thälchen nicht so herrlich auszieren können, seitdem ich krank war. Du warst ja fast immer bey mir in der Höhle, und so geschickt wärest du auch nicht!"

„Liebes Kind!" sprach Genovefa, „ich habe dir schon gesagt, daß wir einen so guten Vater im Himmel haben — den lieben Gott, der die Sonne, den Mond und die Sterne gemacht hat. Sieh, dieser hat auch alles dieses gemacht, damit wir eine rechte Freude haben möchten." — „O der liebe, gute Gott!" sagte der Knabe,

„der ist doch recht brav und recht geschickt!“ und Genovefa lächelte über seine kindliche Einfalt. „Freylich,“ sprach sie für sich selbst, indem sie ihn in die Arme schloß und ihn küßte, „würde manches Kind, das älter als du bist, wenn es dich so reden hörte, dich unverständig nennen und deiner lachen. Allein nur deßwegen, weil es vergißt, daß es selbst einst so redete, und, wie wir Menschen alle, nur nach und nach zur Erkenntniß kam.“

Den andern Morgen weckte sie der Kleine schon in aller Frühe und sagte: „Mutter! O steh doch auf, und komm mit mir! Wir wollen sehen, was der liebe Gott wieder alles Schönes gemacht hat.“ Genovefa lächelte freundlich, und führte ihn an ein grünes Plätzchen zwischen Felsen, wo die Sonne glühend heiß hinschien, wo alles früher reifte, und wo sie schon vor mehreren Tagen Erdbeerblüthen bemerkt hatte. Wirklich waren auch hier schon mehrere Beeren reif, und röther als Scharlach. „Sind das auch Blumen?“ fragte der Knabe. „Nein,“ sagte Genovefa, „das sind Erdbeeren.“ Sie kniete nieder, pflückte einige der schönsten ab, und sagte: „Wie, thu den Mund auf, und koste sie einmal.“ Der Kleine aß sie, drückte die Hand auf die Brust, und sagte: „O, die sind aber gut! Darf ich nicht mehr pflücken?“ „Wohl!“ sagte Genovefa. „Aber nur solche, die recht schön roth sind.“ Da streckte er flugs das kleine Händchen aus, fieng an zu pflücken und zu essen. „O wie gütig,“ sagte er, „ist doch der liebe Gott, daß Er uns so gute Sachen schenkt!“ „Nun,“ sagte Genovefa, „so dank ihm doch auch!“

Der Knabe blickte mit leuchtenden Augen zum schönen, blauen Himmel auf, küßte sein Händchen, warf den Kuß dem Himmel zu, und rief so laut er konnte: „Lieber Gott, ich danke für die Erdbeeren!“ Dann sagte er zu seiner Mutter: „Hat das der liebe Gott aber auch gehört?“ Genovefa drückte ihn an das Herz und sagte lächelnd: „Freylich! Wenn du es aber auch nur gedacht hättest, ohne ein Wort zu sagen, so hätte er es doch gewußt. Gott sieht und hört und weiß alles!“

Schmerzenreich wollte nun alle Tage neue Sachen sehen, die der liebe Gott gemacht hatte. Doch Genovefa sagte: „Du mußt nun selbst Acht haben und nachsehen, und mir dann erzählen, was du alles entdeckt hast. Sieh, sogleich in dem Schatten dieses hohen Felsen, hier an der Winterseite des Thälchens, wo der Schnee erst vor wenigen Tagen schmolz, stehen schwarze, stechende Dornen. Dieß sind Schlehdornen. Sieh, es sind eine Menge ganz kleiner, grün und weißer Kügelein daran. Diese nennt man Blüthenknospen. Jetzt komm! Dort drüben in der Sommerseite des Thälchens sind andere Stauden, mit ganz kleinen Dörnern. Diese nennt man Hagebutten. Auch an diesen sind länglichte Knöspleín. Und sieh! Dort oben im Thälchen stehen ein Paar große Bäume — ein Holzapfelbaum und ein Holzbirnbaum. Betrachte sie nur recht! Du siehst noch nichts daran, als daß alle Zweiglein voll, voll großer Knospen sind. Nun gib alle Tage wohl Acht, was alles damit vorgehen wird, und erzähle mirs dann wieder.“

Die Nacht darauf fiel ein lieblicher, warmer Frühlingsregen, und lockte Blätter und Blüthen hervor. Da kam Schmerzenreich voll Freude gesprungen und rief: „Mutter, die grünen Kügelein an dem Schlehdorn sind jetzt lauter kleine, schneeweiße Blümlein! Und der andere Dornstrauch ist voll kleiner, hellgrüner Blättlein! Und auch die Bäume sind voll weißer und rother Blumen. O das ist eine Freude! O wie gut ist Gott! O komm doch und sieh!" Genovefa gieng hin. „Siehst du," sagte er. „Und sieh, der Hagebuttenstrauch hier bekommt gewiß auch noch schöne rothe Blumen. Die sind aber noch nicht ausgemacht. Sieh, das Rothe guckt nur ein klein wenig aus den Knöspchen hervor. Ist der liebe Gott etwa die Nacht nicht mehr damit fertig geworden?" „O Kind, sagte Genovefa, das zu machen, kostete Gott gar keine Mühe! Er könnte alles in einem Augenblicke. Denn Er ist allmächtig!" „Aber, fuhr der Knabe fort, sage mir doch, wie kann denn Gott in der finstern Nacht alles so machen?" Genovefa sagte ihm, daß Gott bey Nacht so gut sehe, als bey Tag — und Schmerzenreich war hierüber voll Verwunderung.

Eines Morgens kam Schmerzenreich voll Freude gesprungen, und rief: „Mutter! Jetzt hab ich wieder etwas recht Schönes gefunden. O komm doch und sieh, was es ist." Er führte sie an der Hand zu einem Schlehdornbusche und sagte: „Da sieh einmal hinein in den dunkeln Dornbusch! Siehst du nichts?" „Das ist ein Vogelnestlein, liebes Kind, sagte Genovefa — ein Hänflingsnest. Wie wir eine

Höhle haben, so haben die Vögelein Nester. Sieh, das Vögelein sitzt darin. Wie freundlich es uns anblickt! Jetzt fliegt es fort. Betrachte das Nestlein nur recht — stich dich aber nicht an den Dornen! Sieh, außen ist es von dürren, falben Grashalmen zusammen gefügt; innen ist es zierlich mit zarten, bräunlichen Härlein ausgemacht. Sieh nur recht hinein!" sagte sie und hob den Knaben in die Höhe. „O das ist schön!" sagte er. „Aber was sind denn die fünf netten Dingerchen, die darin liegen?" „Das sind die Eylein," sagte Genovefa; „sieh, wie schön blaßgrün sie sind, und was für schöne rothe Streifchen sie haben!" „Aber was macht denn das Vögelein mit den Eylein?" fragte der Knabe. „Das wirst du schon sehen!" antwortete Genovefa. „Sieh nur alle Tage fleißig nach — und bey Leibe rühre mir nie Eines an!"

Nach ein Paar Tagen besuchte Schmerzenreich an der Hand seiner Mutter das Nestlein wieder. Da waren statt der Eylein schon junge Vögelein darinnen. „O sieh doch, sagte Genovefa, „sieh, wie zart und klein sie sind! Sieh, sie sind noch blind, und haben noch keine Federlein! Sie können noch nicht fliegen — und nicht einmal aus dem Nestlein heraushüpfen." „Ach, die lieben, kleinen, armen nackten Närrchen!" sagte der Knabe. „Aber müssen sie denn nicht verfrieren und verhungern?" „Nein, liebes Kind!" sprach Genovefa. „Da hat der liebe Gott schon dafür gesorgt. Das Nestlein ist innen weich, und dicht mit zarten Härlein ausgefüttert, damit sie lind und warm liegen. Es ist

schön rund, daß sie nirgends anstoßen, und sich nicht weh thun können. Dieses niedliche Nestlein hat das alte Vögelein selbst gemacht. Nicht wahr, das ist künstlich? Wir, liebes Kind! könnten keines zu Stande bringen. Diese Kunst hat der liebe Gott dem alten Vögelein gelehrt, aus zärtlicher Sorgfalt gegen die jungen, kleinen Vögelein. Sieh, die grünen, rundlichen Blättlein des Dornstrauchs umher, die ihnen jetzt, da die Sonne scheint, lieblichen Schatten geben, schützen sie auch vor Nässe, wenn es regnet. Und zu Nachts, und Morgens und Abends, wenn es nur ein wenig kühl wird — da kömmt das alte Vögelein, und setzt sich mit ausgebreiteten Flügeln sorgsam darauf, damit sie warm zugedeckt seyen, und es sie nicht friere. — Sieh, auch die stachelichten Dornen rings umher sind nicht umsonst da. Die bösen Raben würden die jungen Vögelein fressen. Dornspitzen halten sie aber von dem Nestlein ab, und stechen sie, wenn sie den jungen Vögelein etwas zu Leid thun wollen. Das alte Vögelein aber, weil es sehr klein ist, schlüpft leicht zwischen den Dornen hindurch, ohne sich zu beschädigen. Sieh, so verkünden uns alle Dinge, sogar die stechenden Dornen, die Freundlichkeit und zärtliche Vatersorgfalt Gottes.“

Indem Genovefa so sprach, kam das alte Vögelein daher geflogen, und setzte sich auf den Rand des Nestleins. Alle jungen Vögelein streckten laut zwitschernd die Köpflein in die Höhe, und sperrten die Schnäbelchen weit auf — und das Alte fütterte sie. Schmerzenreich war ganz entzückt. „O das ist

schön, sagte er, das ist recht schön!“ und hüpfte vor Freude. — „Sieh, sagte Genovefa, die jungen Vögelein können dem Futter noch nicht nachgehen — da trägt das Alte es ihnen zu. Die Körnlein wären ihnen noch zu hart — da zerbricht das Alte sie zuerst, und läßt sie in seinem Kröpflein zuvor weich werden, und giebt sie ihnen dann. Hat das Gott nicht recht schön eingerichtet? Sieh, so liebreich sorgt Gott für alle seine Geschöpfe — auch für das kleinste Vögelein. So liebreich sorgt Er auch für uns.“ — „Ja, liebes Kind! fuhr sie fort, und blickte ihn weinend an, Er hat bisher für dich gesorgt, und wird noch ferner für dich sorgen.“ „Ja, ja, sagte der Knabe, Er hat für mich gesorgt, der gute, liebe Gott. Er hat ja dich mir gegeben, liebe Mutter! Du hast mich ja viel lieber, als das alte Vögelein seine Jungen. Ohne dich hätte ich längst umkommen müssen!“ So sprach er, und fiel der Mutter um den Hals.

Schmerzenreich hatte nun seiner Mutter alle Tage etwas Neues zu erzählen, zu zeigen oder zu bringen. Denn da sie sich nur mit ihm abgab, da er keine Gespielen hatte, die ihn verdorben, und keine kindische Spielzeuge, die ihn zerstreut hätten: so entwickelte sich sein Verstand immer mehr, er liebte seine Mutter über alles, und jede Schönheit der Werke Gottes machte auf sein schuldloses Herz den tiefsten Eindruck Jeden Morgen brachte er seiner Mutter die schönsten Blumen, und pflückte die niedlichen Körblein, die sie ihm aus Binsen geflochten hatte, für sie täglich voll der schönsten Erdbeeren und Hei-

delbeeren, und späterhin voll Himbeeren und Brombeeren. Die rauhe Höhle schmückte er mit schön gestreiften Schneckengehäusen und glänzenden Muscheln, mit seltenen Moosen und schimmernden Steinen aus, wovon sie ein nicht unangenehmes, zierliches Aussehen bekam. Täglich erzählte er ihr, wie die kleinen, grünen Kügelein, die aus der Dornschlehblüthe, und die grünen, eyrunden Kügelein, die aus den Hagenrosen entstanden waren, immer größer und größer würden, und wie auch die Vögelein immer größer würden, und kleine Federlein bekämen — bis endlich der Schlehdorn voll glänzend schwarzer Slehen, und der Hagendornbusch voll scharlachrother Hagebutten hieng, und die Vögelein alle davon geflogen waren.

Als er das erste Mal den hellen, schönen Morgenstern erblickte, als er einmal zwischen den finstern, schwarzen Tannen ein seltneres, schönerglühendes Abendroth bemerkte, als er den ersten Regenbogen sah: da kam er immer voll Freude gelaufen, und holte seine Mutter, und sie mußte alles mit ansehen und mit bewundern, und er dankte Gott mit ihr, der so viele herrliche Dinge gemacht hatte. So machte er seiner Mutter tausend Freuden. Genovefa blickte, wenn sie die Freundlichkeit des Knaben sah, oft freudeweinend zum Himmel, und sagte: „O Gott! so kann denn ein schuldloses Herz auch in der Wüste ein Paradies finden — und eine Seele, die Dich liebt und Dich hat, findet auch mitten unter Jammer und Leiden den Himmel.“

Die sorgsame Mutter hatte nun wohl auch nicht vergessen, ihn vor den Giftgewächsen zu warnen, die in der Wildniß umher in fürchterlicher Pracht da standen. Sie zeigte ihm die schwarze, glänzende Wolfskirsche und die blendend rothen Beeren des lorbeerähnlichen Seidelbastes, den grünlich=braunen Stechapfel, die milchweißen Wurzeln des Schierlings, und den hochrothen, wie mit weißen Perlen besäeten Fliegenschwamm. „Bey Leibe iß mir nichts davon, sagte sie, und iß auch sonst von nichts, bevor du es mir gezeigt hast. Sonst würdest du sehr, sehr krank werden. Allein die gute, vernünftige Mutter warnte ihn noch sorgfältiger vor Ungehorsam, Eigensinn, Naschhaftigkeit und anderen Kinderfehlern. „Diese, sagte sie, sind noch weit verderblicher, als die Giftkräuter. Auch die Sünde gleicht gar oft diesen verführerischen rothen Beeren hier, die dem Auge so schön und anlockend vorkommen, deren Genuß aber den Untergang bringt. Ja, das Böse ist oft selbst scheinbarer und fällt viel schöner in die Augen als das Gute — wie da der giftige Fliegenschwamm den einfachgrauen, guten, schuldlosen und genießbaren Schwamm zu seiner Seite an Schönheit der Farben weit übertrifft."

Eilftes Kapitel.

Genovefa erhält durch einen Wolf eine erwärmende Kleidung.

Unter vielen schuldlosen Freuden waren für Genovefa und ihren Sohn der letzte Frühling und Sommer verflossen. Jetzt ward es Herbst. Die Sonne schien schon matter, und gieng täglich später auf und früher unter. Der reine, blaue Himmel war fast beständig von trüben, finstern Wolken verdunkelt. Die Erde brachte nichts Neues mehr hervor. Die lieblichen Gesänge der Vögel waren verstummet, und die meisten Vögel aus der Gegend hinweggezogen. Alle Blumen verdorrten und verschwanden, und das Laub hieng gelb und bleich an Bäumen und Sträuchen — und was nicht abfiel, das schüttelten die kalten, brausenden Winde vollends herab. Mit einem Herzen, schwer von Besorgnissen für den Winter, saß Genovefa an dem Eingange der Höhle, und sah mit thränenden Augen in die Verwüstung hinaus. Da sagte Schmerzenreich: „Mutter! Liebt uns denn Gott nicht mehr, daß Er uns Alles nimmt, oder geht etwa die Welt jetzt gar unter?“ „Nein, mein Kind! sagte Genovefa. Wenn wir fromm und gut sind, so hat uns Gott immer gleich lieb. Nur auf Erden hier ist alles veränderlich und vergänglich. Die Liebe Gottes gegen uns ist aber unveränderlich und ewig. —

Jetzt wird es nur Winter; nach dem Winter kommt aber alle Mal wieder der schöne Frühling. Das ist alle Jahre so. Freue dich daher bey Annäherung des Winters schon auf den lieblichen Frühling!“ — „Ach,“ setzte sie dann für sich selbst lächelnd hinzu, „dir, liebes Kind! das du, seitdem du zur Vernunft kamst, den ersten Winter erlebst, ist es nicht übel zu nehmen, daß du kaum glauben kannst, nach dem Winter werde es wieder Frühling. Und ich, deine Mutter, bin wohl unverständiger zu nennen, als du. Ich habe es nun schon aus langer Erfahrung, daß nach dem Leiden allemal Freude folge, und komme immer aufs neue hart daran, es zu glauben. Doch — ich will getrost seyn, und im Leiden stets der künftigen Freuden gedenken, und fröhlich und sorglos seyn, wie du.“

Genovefa war nun täglich beschäftigt, Holzäpfel und Holzbirnen, Buchkerne und Haselnüsse, Dornschlehen und Hagebutten, und was sie sonst Genießbares von Früchten fand, für den Winter einzusammeln. Auch eine Menge Wurzeln grub sie aus — und Schmerzenreich half ihr dabey getreulich. Heu für die Hirschkuh aufzubewahren, darauf war sie schon früher bedacht. Eine größere Sorge als die Nahrung für den Winter, machte ihr ihre Kleidung. Ihr einziges Kleid, das sie nun schon so viele Jahre Tag und Nacht anhatte, war bereits ganz abgenützt und zerrissen. Weinend saß sie am Eingange der Höhle, und suchte die sich ablösenden Stücke ihres Gewandes mit zähen Grashalmen und Dornspitzen an einander zu befestigen. Aber

es wollte nichts mehr halten. „Ach, seufzte sie stille bey sich selbst, was gäbe ich jetzt um eine Nadel und einige Trümmchen Faden. Wie viele Wohlthaten Gottes genießen doch die Menschen, die gesellig zusammen leben, und es fällt manchem gar nicht einmal ein, Gott dafür zu danken.“

Schmerzenreich, der ihre stille Wehmuth bemerkte, sagte zu ihr: „Mutter, weißt du noch, was du mir sagtest, da ich dich einstens fragte, warum unserer Hirschkuh die Haare ausgehen? Du sagtest: Gott schenke ihr für jeden Sommer ein röthlichbraunes, dünneres, leichteres Kleid, und dann wieder ein neues, gräuliches, wärmeres Kleid für den Winter. Darum sey fröhlich! Gott schenkt dir gewiß auch eines. Oder meynst du denn du seyest Ihm nicht lieber, als unsere Hirschkuh?“ Genovefa umarmte den Knaben lächelnd und sagte: „Du hast recht, liebes Kind! Ich will ruhig seyn. Gott wird für uns sorgen! Der die Thiere und Blumen kleidet, wird auch mich kleiden.“

Nach ein paar Tagen befahl sie dem Knaben, sich nicht von der Höhle zu entfernen, nahm einen starken Baumast in die Hand, hieng eine ausgehöhlte Kürbisflasche mit Milch an die Seite, und gieng weit in der Wildniß umher, um noch mehr Bäume aufzusuchen, deren Früchte zu genießen wären. An dem Abhange eines hohen Berges, den sie ersteigen wollte, setzte sie sich nieder, um auszuruhen, und sich mit etwas Milch zu laben. Da kam ein fürchterlicher Wolf den Berg herauf, und trug ein Schaaf in dem Rachen. Er stand still, und

sah Genovefen mit grimmigen, funkelnden Augen an. Genovefa erschrack, daß sie zitterte. Schnell besann sie sich aber, ergriff den Ast, der neben ihr lag, sprang auf den Wolf zu, und versetzte ihm aus allen Kräften einen Schlag auf den Kopf, um das arme Thier aus seinem Rachen zu erretten. Der Wolf ließ das Schaaf fallen, purzelte betäubt und unter und über sich eine Strecke weit den Berg hinunter, und lief heulend davon. Genovefa knieete bey dem Schaafe nieder, goß ihm etwas Milch aus der Flasche in den Mund, und versuchte, ob es nicht mehr zum Leben zu bringen sey. Allein es war schon ganz todt.

Der Anblick des armen Thieres erweckte in Genovefens Herzen mancherley wehmüthige Empfindungen. „Ach, du gutes Thier!“ sagte sie. „Du bist also aus jenen friedlichen Gegenden, wo ich zu Hause bin? Ach, schon lange hab ich nichts von daher gesehen und gehört! Ach, daß du noch lebtest! Wie wollte ich dich nähren und pflegen! Wie würde mein Schmerzenreich sich über dich freuen! Vielleicht bist du gar von den vielen Heerden meines Gemahls — und von meinen Heerden!“ — „Ach Gott!“ rief sie jetzt laut aus, „ja, du bist davon! Du trägst da unser Zeichen! Ach, wenn du nur lebtest und menschliche Sprache verständest, daß ich dich fragen könnte: Ist er wohl zurück gekommen aus dem Kriege, mein Gemahl? Denkt er noch an seine Genovefa? Zürnt er noch über mich, oder hat er meine Unschuld erkannt? Ach er lebt im Ueberfluß, und ich schmachte hier in Mangel und Elend!“

Plötzlich hielt sie jetzt inne. Es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele: „Ich muß meiner lieben Heimath sehr nahe seyn. Sonst könnte dieses Thier nicht hieher kommen. Wie wäre es, wenn ich mit meinem Kinde dahin zurück kehrte?" Es regte sich in ihrem Herzen die heisseste Begierde nach ihrer Heimath, und reichliche Thränen floßen über ihre Wangen. Sie besann sich lange. Endlich sagte sie; „Nein! Ich will doch lieber da bleiben. Mich bindet ein schwerer Eid. Ich könnte frey sagen, daß ihn mir bloß die Todesangst ausgepreßt habe. Allein es wäre doch nicht recht, ihn zu brechen. Und wer weiß, ob dieses Wagstück nicht vielleicht gar zwey wackern Männern, die mir das Leben schenkten, den Tod bringen würde. Nein, nein! Ich bleibe hier, so lange es Gott will. Will Er mich aus dieser Wildniß befreyen, so wird Er schon einmal die Tritte eines mitleidigen Menschen hieher lenken! Es ist ja doch besser, alles Elend dulden, als sein Gewissen verletzen!"

Sie suchte nun unten an dem Bache, der an dem Berg vorbey floß, eine scharfe Muschel, und zog damit dem Schaafe das dichte, wollige Fell aus. Hierauf wusch sie das Fell in dem klaren Bache rein von Staub und Blut, trocknete es an der Sonne, und kleidete sich sogleich darein. So kam sie erst spät am Abende wieder in dem Thälchen bey der Höhle an. Schmerzenreich kam ihr schon von weitem entgegen gesprungen, und rief: „O Mutter, kommst du doch einmal! Ach mir war es so Angst um dich! Wo bliebst du doch so lange?" Allein

plötzlich blieb er stehen, und stutzte. Das Pelzkleid und die einbrechende Dämmerung machte, daß er seine Mutter nicht mehr kannte. Er lief eilends zurück, um sich in der Höhle zu verbergen. Als er aber ihre freundliche Stimme hörte: „Fürchte dich nicht, liebes Kind! Ich bin es!“ — da kehrte er wieder um, und rief: „O Gottlob! So bist du es dennoch! O wie ich mich freue! Aber sage nur, was du da anhast? Du bist ja jetzt beynahe eben so gekleidet, wie ich! Wie bist du doch zu dem Kleide gekommen?“ „Der liebe Gott hat es mir geschenkt!“ sagte Genovefa. „Nicht wahr, liebe Mutter! rief jetzt Schmerzenreich, und hüpfte vor Freuden auf. Ich habe es dir ja gesagt, Gott werde dir ein neues, wärmeres Kleid für den Winter schenken.“ Er fühlte es an, und sagte: „Wie schön zart und kraus ist es, und wie schön weiß! Gerade wie die zarten, krausen, weißen Wölklein am Frühlingshimmel. Ja, ja, man sieht schon, daß es eine Himmelsgabe ist.“ Sie giengen nun beyde in die Höhle, und Schmerzenreich brachte ihr eine Kürbisschale voll Milch, und ein Binsenkörblein voll Früchte, und Genovefa mußte ihm nun ausführlich erzählen, wie sie zu dem Wollenkleide gekommen sey.

Der rauhe Winter schloß nun Genovefen und Schmerzenreich wieder in die Höhle ein. Nur an besonders heitern Wintertagen giengen sie ein wenig in dem Thälchen umher. „Sieh, lieber Sohn!“ sagte Genovefa dann, „auch im Winter erblicken wir die Freundlichkeit Gottes. Wie jetzt alles so

lichthell, rein und weiß ist! Alle Bäume und Gesträuche sind über und über voll schimmernden Duftes, als stünden sie alle in voller Blüthe. Sieh, wie der Schnee da, wo die Sonne darauf scheint, mit so wunderschönen, roth und blau und grün schimmernden Funken bestreut ist! Obgleich alle Laubbäume entblättert sind, so ließ Gott doch den immergrünen Tannen ihre Nadeln, damit die Thiere des Waldes darunter ihre Zuflucht fänden. Die rauhen Wachholdergesträuche tragen auch im Winter frische blaue Beeren, damit die Waldvögelein ihre Nahrung finden. Unsere Quelle gefriert nie, damit sie trinken können — und immer wachsen frische, grüne Kräuter darin, mit denen sich manches Thierlein erhält! So besorgt für seine Geschöpfe, so freundlich und gütig zeigt sich Gott auch zur rauhen Jahreszeit.“ Wenn es recht stürmte und wehte, streute Schmerzenreich allerley gesammelte Samenkörnlein vor die Höhle hin. Da kamen dann das Rothkehlchen, und die muntere Kohlmeise, und die niedlichen kleinen Blaumeisen bis vor den Eingang der Höhle geflogen, und pickten sie weg. Auch von dem gesammelten Heu streute er immer einiges vor der Höhle aus. Die hungrigen Rehe und Hasen wurden dadurch herbeygelockt, und die Häschen wurden zuletzt so zahm, daß sie ihm das duftende Heu aus der Hand fraßen, und die Rehböcklein wurden so vertraut, daß sie ihn mit sich scherzen ließen, und mit ihm in die Wette sprangen.

So hatte Genovefa den Winter über manche Freuden. Sie hatte aber auch viele Leiden. Schmer-

zenreich schlief immer sehr bald ein, und wachte die ganze Nacht hindurch auch nicht ein einziges Mal auf. Da saß sie denn in der finstern Höhle viele Stunden so einsam und schlaflos da! „Ach seufzte sie oft, wenn ich jetzt nur ein kleines Oel-Lämpelein hätte, das diese finstre Höhle freundlich erleuchtete — welche Wohlthat Gottes wäre dieß! Und wenn ich dann erst ein gutes Buch, oder Flachs und eine Spindel hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen! Die geringste meiner Mägde, und das ärmste Mädchen in meiner Grafschaft haben es jetzt besser als ich! Diese sitzen jetzt in der warmen Stube, spinnen bey ihrem Oel-Lichtlein, und unter frohen Gesprächen verschwinden ihnen die Stunden!“ Dann wandte sie aber ihr Herz wieder zu Gott, und sagte: „O wie gut ist es doch, wenn man Dich erkennt, lieber Gott! Ohne Dich hätte ich ja jetzt gar Niemand, mit dem ich reden könnte. Ohne Dich wäre ich in dieser Höhle vor langer Weile und Trostlosigkeit schon längst gestorben. Aber in jeder Lage des Lebens gewährst Du uns reichlichen Trost!“

Zwölftes Kapitel.

Genovefa wird in der Wildniß krank.

Wie den verflossenen Sommer und Winter, so brachte Genovefa mit ihrem Sohne mehrere Sommer und Winter in der Wildniß zu, und hatte jetzt bereits den siebenten Winter erlebt. Die vorigen

Winter waren nie sehr kalt. Allein dieser siebente Winter ihres Aufenthaltes in der Wüste war für sie sehr fürchterlich. Eine ungeheure Menge Schnee bedeckte Berg und Thal, und die stärksten Aeste der Eichen und Buchen brachen unter seiner Last. So gut Genovefa auch den Eingang der Höhle gegen den eindringenden Schnee verwahrte, so trieben die wüthenden, grimmig kalten Winde doch immer eine Menge desselben in die Höhle hinein. So tief sie sich gegen den Frost in das reichliche Moos ihres Lagers zu verbergen suchte, so wurde doch alles Moos von dem hereingewehten Schnee durchnäßt und erkältet. Der Eingang der Höhle und die schützenden Tannenäste waren immer schneeweiß von Duft, und die Wände der Höhle gleich gefrornen Fensterscheiben, mit Eis überzogen. Die natürliche Wärme der treuen Hirschkuh war nicht mehr vermögend, die schreckliche Kälte hinreichend zu mildern. Die Füchse bellten vor Frost, und zu Nacht hallte das Geschrey der Wölfe fürchterlich durch die Wildniß hin. Genovefa schloß ganze Nächte hindurch kein Aug vor Frost, und die Furcht, nebst ihrem Sohne, von den Wölfen zerrissen zu werden, machte sie oft zittern. Schmerzenreich, der von Kindheit auf der rauhen Speisen und harten Lebensart gewohnt war, befand sich trotz der Kälte wohl. Aber Genovefa, die zarte, herzogliche Prinzessin, die in Zimmern erzogen wurde, deren Fußboden mit Teppichen belegt war, konnte es in diesem kalten Felsengewölbe nicht mehr aushalten. „O," sprach sie oft weinend, und ihre herabfallen=

den Thränen wurden zu Eis, „o, ein einziges Fünklein Feuer, was wäre dieß für ein Himmelsgeschenk für mich! So aber werde ich noch in der Mitte des Holzes erfrieren müssen. Doch, Herr, Dein Wille geschehe!“ Ihr holdes, freundliches Gesicht ward ganz verändert. Das sanfte, blasse Roth ihrer Wangen verschwand, und sie ward todtenbleich. Ihre lieblichen Augen verloren ihren Glanz, und sanken in die Augenhöhlen zurück. Sie ward sehr hager — und recht ein Anblick des Jammers.

„O liebste Mutter,“ sagte Schmerzenreich mit Thränen in den Augen, „wie siehst du doch aus! Ich kenne dich ja fast nicht mehr. O Gott, o Gott! Was ist doch das!“

„Liebstes Kind,“ sprach Genovefa, „ich bin sehr krank; ich werde wohl sterben!“

„Sterben,“ sagte der Kleine. „Was ist denn das? Da habe ich ja in meinem Leben noch nichts davon gehört!“

„Ich werde einschlafen,“ sprach Genovefa mit schwacher Stimme — „und nicht mehr aufwachen. Nie mehr sieht dann mein Auge die Sonne, und mein Ohr hört dann deine Stimme nicht mehr. Dieser Leib wird dann kalt und starr am Boden ausgestreckt daliegen, und keinen Finger mehr bewegen können. Endlich vermodert er gar, und wird ganz zur Erde.“

Da fiel der Knabe ihr lautweinend um den Hals, und wiederholte immer nur die Worte: „O Mutter, Mutter, stirb doch nicht! Ich bitte dich, stirb nicht!“

Genovefa sagte: „Weine nicht, liebes Kind! Es steht nicht bey mir, ob ich sterben will, oder nicht. Gott will es nun einmal so haben!“

„Gott?“ rief der Knabe ganz verwundert. „Aber du hast mir ja immer gesagt, Gott sey so gut. Wie kann Er denn nun das geschehen lassen? Sieh, ich könnte ja kein Vögelein umbringen — vielweniger dich!“

Genovefa antwortete: „Du hast Recht, liebes Kind! Da du mich nicht umkommen lassen, noch tödten könntest: so kann Gott dieses noch viel weniger. Er, der ewig lebt, giebt uns auch ewiges Leben. Doch muß ich dir dieses erst erklären. Weißt du noch, lieber Sohn, wie ich mein altes Kleid auszog und wegwarf, weil es nichts mehr taugte, und mir Gott ein besseres schenkte? Sieh, so werde ich jetzt auch diesen Leib ausziehen, und weglegen. Er wird vermodern, wie jedes alte Gewand. Ich selbst aber komme zu Gott, unserm lieben Vater im Himmel. Der wird mich dann auch statt dieses Leibes mit einem schönern, herrlichern Leibe bekleiden. O dort im Himmel — dort werd ich es gut haben! Dort werde ich nicht mehr vor Frost zittern, und nicht mehr krank seyn. Dort weine und seufze ich ewig nicht mehr, und habe statt des Leidens lauter Freude. Wie der Frühling schöner ist als der Winter, so ist der Himmel schöner als die Erde. Ja, der schönste, heiterste Frühlingstag ist gegen die Schönheit und Heiterkeit des Himmels nur eine rauhe, finstere Winternacht. Wer gut und fromm ist, der kommt einmal dahin!“

„Mutter, sagte Schmerzenreich, ich will mit dir! Ich mag nicht allein unter den wilden Thieren bleiben. Denn die antworten mir nicht, wenn ich mit ihnen rede. Ich will auch sterben, und dieses Kleid von Fleisch ausziehen.“

„Nein, lieber Sohn! sagte Genovefa, du mußt noch länger auf Erden bleiben. Einstens aber kommst du, wenn du anders fromm leben wirst, gewiß zu mir in den Himmel. Denn du mußt auch einmal sterben. — Jetzt aber höre, was ich dir weiter sagen werde: Wenn ich nichts mehr rede, wenn mein Athem still steht, wenn meine Augen erloschen, mein Mund erblaßt, meine Hand starr und kalt seyn wird: so bleibe noch drey Tage hier. Dann, wenn du gewiß weißt, daß ich todt bin, und der widrige Verwesungsgeruch diese Höhle erfüllen wird, so geh aus dieser Wildniß fort — immer geradezu dahin, wo jetzt die Sonne aufgeht, da wirst du nach einem oder zwey Tagen an das Ende dieses wilden Waldes kommen, und eine große, schöne Ebene vor dir sehen, in der viele tausend Menschen wohnen.“

„Viele tausend Menschen! rief Schmerzenreich voll Erstaunen. Ach, ich glaubte immer, wir zwey seyen allein auf der Welt. Aber warum hast du mir denn dieses nicht schon längst gesagt? O, wenn du nur gehen könntest — da giengen wir sogleich zu ihnen!“

„Ach, mein Kind! sagte Genovefa. Diese Menschen haben uns eben in diese Wildniß zu den

Thieren des Waldes hinausgestoßen! Sie wollten mich und dich umbringen.“

„So mag ich nicht zu ihnen! sagte der Knabe. Ich habe gemeynt, sie seyen so gut wie du, Mutter. Aber müssen diese Menschen denn auch sterben?“

„Freylich! sagte Genovefa, alle Menschen müssen sterben.“

„O so werden sie das nicht wissen, wie ich es bisher nicht wußte! sagte der Knabe. Ja, nun will ich zu ihnen, und wills ihnen sagen. Menschen, will ich ihnen zurufen, ihr müßt alle sterben! Bessert euch, sonst kommt ihr nicht in den Himmel! Wenn sie es mir nur glauben!“

„O Kind, sagte Genovefa, das wissen sie längst! Aber deßhalb bessern sie sich doch nicht. Sie leben im Ueberflusse. Die Erde bringt ihnen die allerschönsten Früchte hervor, dergleichen man in dieser Wildniß gar keine sieht. Sie haben die besten Speisen und Getränke. Sie tragen Kleider von allen Farben der Blumen, die bey den Vornehmen oft noch mit so kostbaren Sachen besetzt sind, die gleich den Sternen funkeln. Ihre Wohnungen sind so prächtig, daß ich es dir gar nicht beschreiben kann. Auch im Winter haben sie die Sonne gleichsam in ihrer Wohnung — es friert sie gar nicht, und auch zu Nacht wissen sie ihre Wohnung fast so helle zu machen, als am Tage. Die meisten aber danken Gott nicht einmal für alle diese Wohlthaten, und mögen gar nicht an Ihn denken, und hassen und plagen und quälen einander oft, so arg sie nur können. Alle Tage fast sterben einige aus

ihrer Mitte hinweg. Aber die Anderen kehren sich gar nicht daran, und leben so fort, als wenn sie ewig auf dieser Erde zu leben hätten."

„Nun mag ich gar nicht zu ihnen, sagte Schmerzenreich. Da sind ja diese Menschen nicht nur so böse, wie der Wolf, sondern auch noch dümmer als unsere Hirschkuh da, die von allem was wir reden, nichts versteht. Ich will nichts von den Speisen dieser Menschen, und lieber mit den Thieren essen. Die leben — den einzigen grimmigen Wolf ausgenommen — doch friedlich unter einander, und nähren sich ruhig von Gras und Kräutern. Ich bleibe bey den Thieren, und gehe nicht zu den Menschen."

„Du mußt dennoch zu ihnen, liebes Kind! sagte Genovefa. Sie werden dir nichts zu Leid thun. Höre nur weiter! Ich habe dir bisher nur von einem Vater im Himmel gesagt. Nun muß ich dir aber noch sagen, daß du auch einen Vater auf Erden hast, wie du eine Mutter auf Erden hast!"

„Einen Vater auf Erden, sagte der Knabe freudig, den man so wie ich dich sehen, und so, wie ich jetzt dich, bey der Hand nehmen kann, der nicht unsichtbar ist, wie der Vater im Himmel?"

„Ja, liebes Kind! sagte die Mutter, du wirst ihn sehen und mit ihm reden!"

„Ihn sehen und mit ihm reden! rief der Knabe, und seine Augen funkelten vor Freundlichkeit. Aber, fuhr er bedenklich fort, warum kommt er dann nicht zu uns, und warum läßt er uns so allein in dieser Wildniß? Er wird doch nicht auch einer von den bösen Menschen seyn?"

„Nein, liebes Kind! — sagte Genovefa. — Er ist ein guter Mensch. Er weiß es nicht, daß wir hier in dieser Wüste sind. Er weiß es nicht einmal, daß wir noch leben. Er meynt, wir seyen beyde umgebracht worden. Er meynt, ich sey die gottloseste Mutter, die es nur auf Erden geben kann. Die Menschen logen ihm das so vor.“

„Was ist denn das, sie logen? — unterbrach sie der Kleine. — Das versteh ich nicht.“

„Das ist, — sprach die Mutter — wenn man anders redet, als man denkt. Die Menschen sagen, zum Beyspiel, zu einander, daß sie einander recht lieb haben — und mögen einander doch nicht ausstehen. Das heißt man denn lügen.“

„Ja, kann man denn das? sagte der Kleine. — Das wäre mir nie eingefallen. O die Menschen, die Menschen — rief er, und schüttelte das lockichte Köpfchen — sind doch seltsame Geschöpfe!“

„Nun — sprach Genovefa — dein Vater wurde auch so belogen.“ Sie erzählte dem Knaben hierauf von ihrer Geschichte, was er verstehen konnte, und fuhr dann weiter fort: „Sieh, diesen goldenen Ring hier an meinem Finger! Diesen habe ich von deinem Vater!“

„Von meinem Vater! — rief der Knabe freudig. — O so laß mich den Ring doch einmal recht betrachten. Von meinem Vater im Himmel habe ich schon viele schöne Sachen gesehen — Sonne und Mond, Sterne und Blumen — aber von meinem Vater auf Erden habe ich ja in meinem Leben noch nichts gesehen!“

Genovefa nahm den Ring vom Finger, und gab ihn dem Knaben. „O der ist schön! sagte Schmerzenreich. Hat mein Vater mehr solche schöne Sachen, und schenkt er mir auch etwas davon?“

„Wohl, liebes Kind! — sagte Genovefa und steckte den Ring wieder an. — Wenn ich todt seyn werde, dann nimm diesen Ring von meinem Finger, denn eher will ich ihn nicht ablegen, sondern ihn bis in den Tod hier aufbewahren — so wie ich deinem Vater Liebe und Treue auch bis in den Tod bewahrte. O gewiß! meine Liebe zu ihm war rein, wie das Gold an diesem Ringe, und meine Treue ist ewig, wie dieser runde Kreis des Ringes, an dem man kein Ende findet — das Sinnbild der Ewigkeit! — Wenn du dann zu den Menschen kommen wirst, so frage nach dem Grafen Siegfried. Denn so heißt dein Vater. Bitte die Menschen, dich zu ihm zu führen; sage aber keinem, wer du seyst, woher du kommest, oder warum du zu dem Grafen wollest. Auch den Ring laß bey Leibe Niemanden sehen. Wenn du dann vor dem Grafen, deinem Vater, stehen wirst, so gib ihm den Ring, und sage zu ihm: „Vater! diesen Ring schickt dir meine Mutter, zum Zeichen, daß ich dein Sohn sey. Vor einigen Tagen ist sie gestorben. Sie grüßt dich noch einmal — und läßt dir durch mich sagen, daß sie unschuldig war, und daß sie dir verzeihe. Im Himmel hofft sie dich wieder zu sehen, da es auf dieser Welt nun einmal nicht mehr hat seyn können. Du sollst fromm leben — und getrost seyn, und nicht um sie weinen, und für mich sorgen!“ —

Vergiß mir nur das nicht, liebes Kind! ich sey unschuldig und ihm treu! Das hätte ich im Tode noch bezeugt und darauf sey ich gestorben! Sag ihm das doch recht gewiß! Sag ihm auch, daß ich ihn in der Stunde der Todes noch so lieb hatte, wie ich dich liebe! Erzähl ihm dann auch, wie ich hier lebte und starb! Ich laß ihn auch bitten, meinen entseelten Leichnam aus dieser Höhle hier abholen und in die Gruft seiner Voraltern begraben zu lassen. Denn ich war ihrer nicht unwerth, obwohl mich die Menschen für eine Verbrecherin und für ehrlos hielten."

„Und dann will ich dir noch eins sagen, das du noch nicht weißt. Wie du einen Vater und eine Mutter auf Erden hast, so hab ich auch Vater und Mutter. Ach Gott! Ich weiß aber nicht, ob sie den Jammer, den ich ihnen unschuldig verursachte, überlebt haben, oder nicht. Wenn sie aber noch am Leben sind, o so bitte deinen Vater, dich sogleich zu ihnen zu bringen! O sie werden eine große Freude haben, wenn sie dich, ihren lieben Enkel erblicken, und über diese Freude alles das Elend von sieben langen Jahren vergessen. Denn ach! — fuhr sie fort, und brach in einen Strom von Thränen aus — ach, du mein guter Vater! Du hast gewiß recht um mich getrauert! Und du, meine liebe Mutter! Du hast gewiß um deine Genovefa viel geweint! Ach, meine liebsten Aeltern! Euer Angesicht hätte ich doch noch einmal sehen mögen, bevor ich sterbe. O ihr sehntet euch gewiß auch, mich noch einmal zu sehen, wenn ihr wüßtet, daß ich noch lebe! Aber ach, ihr

meynt, mein Leichnam sey in irgend einem abgelegenen Orte der Wildniß schon lange verweset. — O was ist es doch Seliges um die Hoffnung des Himmels und des Wiedersehens im Himmel! Ohne diesen Trost wäre der Jammer auf Erden doch zu groß, und wir arme Menschen müßten verzweifeln! — Du weinest, liebes Kind! Vergib, daß ich dir das Herz so schwer machte. Sieh, obgleich du jetzt mich, deine Mutter verlierst, so wird dir Gott ja statt meiner einen guten Vater schenken! Weine daher nicht, liebes Kind! Dein Vater wird dig gewiß recht lieb haben, und dich küssen, dich auf seine Arme und auf seinen Schooß nehmen, und dich an sein Herz drücken, und dich seinen Sohn nennen, und dich vieles von mir fragen, und vor Leid und Freude weinen, wenn er dich, sein liebes Kind, so ansieht!" — —

Genovefa konnte vor Weinen selbst nicht mehr reden, und sank entkräftet zurück auf ihr Lager von Moos, und konnte lange Zeit vor Schwäche kein Wort mehr vorbringen.

Dreizehntes Kapitel.

Genovefa bereitet sich zum Tode.

Die schreckliche Kälte des Winters ließ nach, es wehete eine laue, milde Luft, die Sonne schien des Mittags wieder hell und freundlich in die Höhle herein, und die holden Strahlen waren schon

merklich warm. Der Duft am Eingange, und das Eis an den Wänden der Höhle schmolzen, und rannen in großen Tropfen herab. Mit Genovefa's Krankheit wurde es aber täglich schlimmer, und sie sah nichts vor Augen, als den nahen Tod. Sie nahm das Kreuz von der Wand neben ihrem Bette herunter, und schickte sich zum Sterben an.

„Ach, sprach sie, mir ist zwar der Trost versagt, einen Priester an meinem Sterbelager zu sehen, der mir Muth einspräche, und mir das Brod des Lebens reichte zur Stärkung auf die große Reise in die Ewigkeit! Aber, Du, o Herr, Du ewiger Hoherpriester, bist ja selbst bey mir! Du bist Allen, die eines zerschlagenen und gebeugten Geistes sind, innigst nahe! Jedes Menschenherz, das da leidet, und sich nach Dir sehnt, willst Du heimsuchen und erquicken! Du sagst es ja selbst: Siehe! Ich stehe vor der Thüre und klopfe an! So jemand meine Stimme hören wird, und mir die Thür aufthut, zu dem will Ich eingehen, und Abendmahl mit ihm halten, und er mit Mir." So sprach sie, und betete dann lange stille mit festgefaltenen Händen und niedergesenkten Augen.

Schmerzenreich saß den ganzen Tag — und die langen Winternächte ohne Licht — beständig neben ihr, und der gute Knabe mochte nicht mehr essen noch trinken. Er that ihr alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und pflegte ihrer mit der kindlichsten Liebe. Er nahm seine beyden Händchen voll Moos, und trocknete, so weit seine kleine Aermchen hinaufreichten, die nassen Wände der

Höhle ab, damit das Wasser nicht auf seine kranke Mutter herabträufelte. Er sammelte an den Felsen und an den Bäumen mehr trockenes Moos, um ihr statt des feuchten Lagers ein besseres zu bereiten. Bald holte er ihr eine Kürbisschale voll frisches Wasser von der Quelle und sagte: „Willst du nicht trinken, liebste Mutter! Es ist dir ja so heiß, und deine Lippen sind ganz trocken.“ Bald brachte er ihr eine Kürbisschale voll lauer Milch, und sagte: „Trink doch, liebste Mutter! Sie ist recht gut, und ich habe sie eben gemolken.“ Dann fiel er ihr wieder weinend um den Hals, und sagte schluchzend: „O Mutter, liebste Mutter! O wenn ich nur statt deiner krank seyn, oder für dich sterben könnte.“

Eines Morgens hatte sie ein Paar Stunden recht sanft und süß geschlummert. Sie erwachte um vieles heiterer und gestärkter. Das kleine hölzerne Kreuz, das sie immer in der Hand hielt, war ihr im Schlafe entfallen. Sie suchte es — und Schmerzenreich, der sogleich merkte, was sie wollte, gab es ihr wieder in die Hand. „Aber, liebe Mutter, fieng er darauf an, was thust du doch immer mit diesem Holze in der Hand?“

„Liebes Kind, — sprach sie — ich glaubte länger zu leben, sonst hätte ich dir dieses schon früher gesagt. Allein, ich sehe jetzt wohl, daß man nichts Gutes aufschieben soll. — Ich habe dir zwar schon davon erzählt, daß der Vater im Himmel auch einen Sohn habe, der Ihm in allem gleiche. Aber, was dieser sein Sohn alles für uns gethan hat, konnte ich dir noch nicht wohl erzählen. Du

würdest gar vieles nicht verstanden haben, weil du bisher von der ganzen Welt entfernt, in der Wildniß aufwuchsest. Jetzt, da du einmal weißt, daß es mehrere Menschen auf Erden gebe, und wie diese Menschen beschaffen seyen, da du gehört hast, und es zum Theil schon an mir sehen kannst, was sterben sey — will ich versuchen, dir das Wichtigste von der Geschichte des Sohnes Gottes klar zu machen. Alsdann wirst du auch einsehen, was das Holz hier in meiner Hand für eine Bedeutung habe. So höre denn, was ich dir nun erzählen werde, aufmerksam an, und nimm die Worte deiner Mutter wohl zu Herzen!"

„Sieh! den lieben Vater im Himmel jammerte es, daß die Menschen so gar böse, und daß sie deßhalb so elend sind, und daß Er sie deßhalb nach ihrem Tode nicht in den Himmel hinein lassen könnte. Da schickte Er denn seinen lieben Sohn zu ihnen von dem Himmel herab. Der sollte sich ihrer annehmen, daß sie sich doch bessern möchten! Sein heiliger Name ist Jesus Christus."

„Dieser sein lieber Sohn war so mächtig und liebreich, wie der Vater selbst. Als Er noch ein Kind war, noch viel kleiner als du, da war Er mit seiner lieben Mutter auch in einer solchen Höhle, die der Aufenthalt der Thiere war, wie diese hier. Da Er groß gewachsen war, wohl etwas größer als ich, da lebte Er auch einige Zeit in einer Wildniß, die noch viel schrecklicher war, als diese hier. Er betete da beständig, damit

das, was Er den Menschen sagen und zu ihrem Heil thun wollte, doch nicht vergebens seyn möchte!"

„Darauf gieng Er zu den Menschen hin, und erzählte ihnen, daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe, und daß der Vater im Himmel so gut sey und sie so lieb habe, und daß alle Menschen Kinder dieses guten Vaters seyen, und daß sie deßhalb auch recht gut seyn, und diesen guten Vater und einander recht lieb haben sollten. Wer Ihm, dem Sohne, Gehör gebe, sagte Er, und sich bessere, der komme einst auch in den Himmel, und werde dort viele, viele Freuden haben. Wer Ihm aber kein Gehör gebe, und Ihm nicht folge, der komme einmal nicht in den Himmel, sondern an einen sehr fürchterlichen Ort."

„Allein die Menschen wollten es dem Sohne nicht glauben, daß Er der Sohn des Vaters im Himmel sey, und daß der Vater im Himmel Ihn zu ihnen geschickt habe. Da zeigte Er ihnen augenscheinlich, daß Er so mächtig sey, wie sein Vater."

„Eine Mutter, wie ich, nur etwas älter, war zum Beyspiel einmal so krank, wie ich, und hatte ein eben so böses Fieber. Kein Mensch konnte ihr helfen, Er aber nahm sie nur bey der Hand — wie ich dich jetzt bey der Hand nehme — und den Augenblick war sie wieder gesund, und sah wieder so schön und roth aus, wie zuvor."

„Ein ander Mal war ein Sohn — etwas größer, als du — gar gestorben. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, wie du mein einziger bist.

O wie da die Mutter um ihn weinte, das kannst du dir denken. Aber der Sohn Gottes sagte freundlich zu der Mutter: Weine nicht! Und zu dem todten Leibe sagte Er: Steh auf! — und da ward er gleich wieder lebendig, und stand auf. Und der Sohn Gottes führte ihn nun zu seiner Mutter hin — und sie freute sich unbeschreiblich."

„Allein die Menschen glaubten es Ihm doch nicht, daß er der Sohn Gottes sey, und daß der Vater im Himmel Ihn in die Welt geschickt hatte. Sie konnten es nicht leiden, daß Er immer sagte, sie seyen böse, und sie sollten gut werden. Da machten sie denn ein großes Holz zusammen, gerade so, wie das kleine, das ich hier in der Hand habe — man nennt es ein Kreuz! — und dann bohrten sie Nägel — die ungefähr den Dornen gleichen, aber viel größer und härter sind — durch seine Hände und Füße, und hefteten ihn so mit ausgestreckten Armen an das Kreuz. Da lief das Blut heraus, und Er mußte sterben. Sie aber lachten noch dazu über Ihn, und spotteten Ihn nur aus. Und doch hatte Er keinem Menschen ein Leid gethan, und es mit allen so gut gemeynt, und allen geholfen, die sich von Ihm wollten helfen lassen!"

„O die bösen, bösen, abscheulichen Menschen! rief Schmerzenreich. Aber litt denn das der Vater im Himmel, und schlug Er nicht mit seinen Blitzen darein? Ich an seiner Stelle hätte alle todt geschlagen!"

„Liebes Kind, sagte die Mutter, der Sohn betete für sie zu dem Vater. Vater! sprach Er, verzeih es ihnen! Sie wissen nicht was sie thun! Ja, Er starb eben aus Liebe zu den Menschen — aus Liebe zu allen Menschen, auch aus Liebe zu diesen bösen. Es war dieß so nothwendig, liebes Kind! - Sonst hätte kein Mensch in den Himmel kommen können — du und ich auch nicht. Auch aus Liebe zu uns beyden gab er das Leben hin!“

Der gute Knabe saß unbeweglich da, und horchte hoch auf, und die hellen Thränen liefen ihm über seine rothe Wangen herab. Denn da er dieses alles das erste Mal hörte, so rührte es ihn unbeschreiblich. „O der gute, gute Gottessohn! sagte er, und wischte sich mit dem Rehfellchen, das er an hatte, die Thränen ab. — Ist Er aber jetzt auch in dem Himmel?“

„Ja, liebes Kind! — sagte die Mutter. — Sein Leib lag nun wohl todt da. Man legte ihn in eine Felsenhöhle, die auch ungefähr dieser hier gliech, die wir bewohnen, und wälzte ein großes Felsenstück vor den Eingang der Höhle. Aber denk nur, ehe drey Tage vergiengen, da kam er wieder lebend aus der Höhle hervor. Einige wenige Menschen waren doch nicht so böse, wie die übrigen. Sie hatten Ihm Gehör gegeben, uud sich gebessert. Diese hatten Ihn sehr lieb gehabt, und viel über seinen Tod geweint. Zu diesen gieng Er nun hin. O, da hatten sie eine große Freude, als sie Ihn wieder sahen. Er sagte ihnen aber, daß Er nun wieder zu seinem

Vater heimgehe in den Himmel. Alle waren darüber sehr traurig. Allein Er sagte: Weinet nicht, und laßt euch das Herz nicht schwer werden! Seht, droben wo mein Vater wohnt, da ist Raum genug für euch. Ich gehe jetzt nur hin, und bereite euch indessen einen Platz. Thut nur, was was Ich euch gesagt habe — dann kommt ihr einst alle auch dahin, wo Ich bin. Ich werde euch wieder sehen, und dann wird eure Freude vollkommen seyn, und Niemand wird sie euch mehr nehmen können. Aber auch auf Erden noch werde Ich — ob ihr Mich gleich nicht sehen werdet — dennoch unsichtbar immer nahe bey euch seyn, bis an das Ende der Welt. Er segnete sie nun noch, und schwebte dann vor ihren Augen immer höher und höher zum Himmel hinauf, bis Ihn endlich eine goldene Wolke ihren Blicken verbarg."

„O, das muß schön gewesen seyn, — sagte der Knabe. — Aber weiß Er jetzt auch noch etwas um uns? Weiß Er, daß wir hier in dieser Wildniß leben, und werden wir Ihn im Himmel einst auch sehen?"

„Freylich! — sagte die Mutter. — Er sieht uns überall, und wo wir nur sind, da ist Er bey uns, und liebt uns, und giebt uns gute Gedanken in das Herz, und hilft uns dazu, daß wir ganz gut werden können. Denn sieh, liebes Kind! Du bist nun wohl ein guter Knabe, und hast mir schon viele Freude gemacht. Aber recht und ganz gut bist du noch lange nicht. Das kannst du, wenn du nur ein wenig Acht geben willst, alle Augenblicke an

dir merken. Sieh, du hättest wohl nicht so für die Menschen gebeten, wie der Sohn Gottes, wenn sie dich umgebracht hätten. Du hast ja den Augenblick erst gesagt, du würdest alle todtgeschlagen haben, wenn du nur die Macht dazu gehabt hättest. Da siehst du nun schon, daß du noch lange nicht so gut bist, und noch lange keine solche Liebe hast, wie der Sohn Gottes. Und so gut, und so liebevoll, wie Er, müssen wir werden, wenn wir seinem himmlischen Vater und Ihm gefallen, und einst in den Himmel kommen wollen. Und dazu, daß wir so gut und so liebevoll werden, wie Er, will uns der Sohn Gottes helfen! Deßwegen kam Er in die Welt, und starb für uns am Kreuze."

„Und nun, lieber Schmerzenreich! begreifst du wohl, warum ich dieses kleine Kreuz hier immer in der Hand halte. Es erinnert uns ja an die Liebe Desjenigen, der für uns am Kreuze litt und starb! Es ermahnt uns, daß auch wir durch Leiden und Sterben — was man daher auch ein Kreuz nennet — so in den Himmel kommen müssen. Und deßhalb ist uns dieses einfache Zeichen so lieb und werth!"

„Ach, liebstes Kind! fuhr sie fort, und blickte ihn mit weinenden Augen an. Ich habe nichts, das ich dir zum Andenken geben könnte, als dieses arme Holz. Aber wenn ich nun todt seyn werde, so nimm du es aus meinen kalten, erstarrten Händen, und bewahr es auf. Schäme dich nicht, lieber Sohn, wenn du einst groß und reich seyn wirst, dieß arme Andenken deiner Mutter an dem besten Orte deiner künfti-

gen, prächtigen Wohnung aufzustellen! Denke, so oft du es erblickest, an Denjenigen, der einst aus Liebe zu dir an einem Kreuze starb — und an deine Mutter, die mit diesem Kreuze in der Hand jetzt stirbt! Nimm dir dann allemal vor, fromm und gut zu seyn, und rein und schuldlos zu leben, und die Menschen zu lieben, und ihnen Gutes zu thun, und selbst das Leben für sie zu geben, wenn ihnen damit gedient ist — und solltest du auch voraussehen, daß sie dir nicht einmal dafür danken werden! O dann, wenn du beym Anblick dieses Kreuzes dir dieß alles nicht nur vornimmst, sondern es auch thust — dann ist dieses arme Erbtheil von deiner Mutter mehr werth, als die ganze, große, reiche Erbschaft, die du von deinem Vater zu erwarten hast!"

Von dem längern Reden war Genovefa so schwach geworden, daß sie nun wieder lang ruhen und schweigen mußte.

„Ach! fieng sie nach einer Zeit wieder an, wenn du nur glücklich zu deinem Vater kommst; denn der Weg dahin, durch die schauerliche Wüste, durch den dicken undurchdringlichen Wald, über steile Felsen und tiefe Abgründe, ist für dich, armes schwaches Kind, freylich hart und weit und gefährlich! Aber Gott wird dir schon durchhelfen, daß du bey deinem Vater, den Er dir hier auf Erde gab, glücklich ankommst — wie Er ja uns allen durch die weit gefahrvollere Wüste der Welt durchhelfen muß, damit wir einst bey Ihm selbst, dem wahren und einzigen Vater unser Aller, unserm Vater im Himmel, glücklich anlangen, und sein Angesicht sehen! — Vergiß

auch nicht, ein Paar Kürbisflaschen voll Milch mitzunehmen, damit du unter Wegs nicht verschmachtest. Nimm auch den Baum-Ast dort zu dir, dich gegen wilde Thiere zu vertheidigen. Ach, armes Kind! Du bist freylich schwach, allein Gott, unter dessen Schutz ich, als ein schwaches Weib, den grimmigen Wolf besiegte, wird auch dein Schutz gegen wilde Thiere seyn. Wer Ihm vertraut, der wandelt kühn über Schlangen und Nattern, und zertritt Löwen und Drachen unter sich."

Als die Abenddämmerung anbrach, nahm ihre Schwäche sehr überhand. Sie athmete so hart, daß ihr der heiße Schweiß ausbrach. Da faßte sie alle ihre Kräfte zusammen, setzte sich in ihrem Lager von Moos auf, blickte den Knaben, der neben ihr saß, ernst und wehmüthig an, und sagte mit einer seltsam bewegten, feyerlichen Stimme, über die der Knabe erschrack: „Schmerzenreich! Knie nieder, daß ich dich noch segne, wie meine Mutter mich auch noch gesegnet hat, ehe ich von ihr schied! Ich glaube, mein Ende ist nicht mehr ferne!" Der arme Knabe knieete schluchzend nieder, neigte sein wehmüthiges Gesichtchen gegen die Erde, und hob die kleinen, zitternden Händchen andächtig empor. Genovefa legte ihre Hand auf sein lockichtes Haupt, und sagte mit tief gerührter Stimme: „Gott segne dich, mein Sohn! und Jesus Christus sey mit dir, und sein Geist leite und regiere dich, damit du ein guter Mensch werdest, und nie — nie etwas Böses thuest, und ich dich im Himmel dereinst wieder sehen möge!" Sie bezeichnete ihn nun noch mit dem Kreuze,

und schlang den Arm um ihn, und küßte ihn, und sagte noch einmal: „O Schmerzenreich! Wenn du jetzt zu den Menschen kommst, und ihre bösen Beyspiele siehest, so werd' mir doch nicht bös! Und wenn du einst in Glanz und Reichthum leben wirst, so vergiß deiner armen Mutter nicht! Ach, wenn du dieser meiner Liebe zu dir — und dieser meiner Mutterthränen — und meiner letzten Worte — der Worte deiner sterbenden Mutter! — je vergessen und böse werden könntest: o so würdest du in jener Welt ewig von mir getrennt werden! O Schmerzenreich, bleibe gut!“ — —

Sie konnte nicht weiter reden — sank zurück auf ihr Krankenlager — schloß die Augen — und Schmerzenreich wußte nicht, ob sie nur schlummere oder wirklich todt sey! — Er knieete weinend und schluchzend neben ihr, und betete immer: O Gott, laß sie nicht sterben! O Jesus Christus, wecke Du sie wieder auf!“

Vierzehntes Kapitel.

Grafen Siegfrieds Trauer um seine Gemahlin Genovefa.

Graf Siegfried lag damals, als er auf Golos Anklage in der ersten Aufwallung des Zorns das unglückliche Todesurtheil über Genovefa unterzeichnet und abgesandt hatte, in seinem Kriegszelte an einer empfangenen Wunde krank darnieder. Sein alter

Kriegsgefährte und Stallmeister, Wolf mit Namen, war eben viele Meilen weit vom Lager entfernt, und hielt mit seinen Reitern einen engen Gebirgspaß besetzt. Als er abgelöst wurde, zurückkam, und in das Zelt des Grafen hineintrat, um sich nach dem Wohl seines Herrn zu erkundigen, da erzählte ihm der Graf sogleich alles, was indeß vorgegangen war. Der alte, ehrliche Diener erschrack, daß er erblaßte und sagte: „O lieber Herr, was habt ihr gethan? Eure Gemahlin ist gewiß unschuldig. Dafür verpfände ich meinen alten grauen Kopf. Eine so fromme Seele, eine so gut erzogene Tochter wird nicht sobald schlimm. Glaubt mir das! Ich habs aus der Erfahrung. Aber euer Golo ist ein nichtswürdiger Schurke. Haltet einem alten Diener dies Wort zu gut! Ich weiß wohl, daß er durch sein beständiges Schmeicheln sich tief in euer Herz eingeschlichen hat. Aber glaubt mirs doch einmal: Wer euch immer lobt, und euch zu allem Recht giebt, der ist euer Feind. Er verachtet euch im Grunde, und suchte nur seinen eigenen Vortheil. Wer euch aber die Wahrheit auch dann sagt, wenn ihr sie nicht gerne hört, der ist euer Freund. Gebt mir daher Gehör, lieber Herr, und nehmt euer übereiltes Urtheil auf der Stelle zurück! — Gott im Himmel, wie weit ists mit meinem guten Herrn gekommen! Den geringsten eurer Unterthanen zu verurtheilen, ohne ihn verhört zu haben, würdet ihr für das größte Verbrechen halten — und jetzt habt ihr sogar eure gute, fromme Gemahlin ohne alles Verhör verurtheilt! O werdet eurem unseligen, schnellen Zorn doch einmal Meister! Ihr

habt ihn noch allemal zu bereuen gehabt: dieses Mal aber — ich fürchte, ich fürchte! — hat er ein großes Unglück angerichtet.“

Der Graf gestand, daß er sich übereilt habe, zweifelte aber immer noch, wer der schuldige Theil sey, seine Gemahlin Genovefa, oder sein Liebling Golo. Denn Golos Brief war ein solches schlau ersonnenes Gewebe von Lügen, und der Bothe, den Golo zu dieser Bothschaft ausgesucht hatte, war ein solcher ausgelernter Betrüger, und wußte alles mit solchem Anschein von Ehrlichkeit zu bestättigen, daß der eifersüchtige Graf ganz verblendet wurde. Indeß schickte er noch in der nämlichen Stunde einen zweyten Bothen an Golo ab, mit dem Befehle, seine Gemahlin Genovefa bis zu seiner Zurückkunft blos auf ihrem Zimmer zu verwahren, ihr aber durchaus kein Leid zuzufügen, und ihr nicht das Geringste abgehen zu lassen. Er gab dem Bothen sein bestes Pferd, und band es ihm auf die Seele ein, zu eilen, was er nur immer könne. Auch versprach er ihm eine große Summe Goldes, wenn er noch zu rechter Zeit auf Siegfriedsburg eintreffen, und ihm von da eine befriedigende Antwort zurückbringen würde.

Während der Bothe sich auf der Reise befand, war der Graf von Tag zu Tag schwermüthiger. Die eine Stunde war es ihm ausgemacht, Genovefa sey unschuldig. Die andre meynte er wieder, es sey unmöglich, daß Golo, dem er so viel Gutes gethan hatte, ihn so schrecklich belügen könne. So ward sein Herz beständig von Ungewißheit und giftigen Zweifeln gefoltert. Zehnmal des Tages schickte er seinen

treuen Wolf hinaus, zu sehen, ob doch der Bothe noch nicht zurückkomme, — und ganze Nächte hindurch konnten seine Augen keinen Schlaf mehr finden. Endlich kam der Bothe, und brachte die Nachricht, Genovefa mit ihrem Kinde sey zu Nacht heimlich im Walde hingerichtet worden, wie es der Graf befohlen habe. Dem guten Grafen war es nicht anders, als würde ihm sein eigenes Todesurtheil gesprochen — und er versank in stumme Trauer. Der alte ehrliche Wolf gieng hinaus und jammerte laut, und die Reiter des Grafen, die alle vor seinem Zelte zusammen gekommen waren, fluchten und schwuren, den Golo, wenn sie nach Hause kämen, in Stücke zu zerhauen.

Der Graf lag über Jahr und Tag an seiner Wunde krank, denn die Unruhe und der nagende Wurm in seinem Herzen verzögerten die Heilung. Sobald er hergestellt war, bat er um seinen Abschied. Da die Mohren bereits aufs Haupt geschlagen waren, und man von ihnen wenig mehr zu fürchten hatte, so entließ ihn der König. Der Graf brach daher mit seinem treuen Wolf und seinen tapfern Kriegern sogleich auf, und ritt der geliebten Heimath zu.

Eines Abends spät langte er bey dem ersten Dörflein seiner Grafschaft an. Die guten Leute — Männer, Weiber und Kinder — kamen sogleich alle aus ihren Hütten hervor, und jammerten laut: „O bester gnädiger Herr! Ach das erschreckliche Unglück! Ach die gute Gräfin! Ach der gottlose Golo!“ Der Graf stieg ab, grüßte alle freundlich, bot ihnen die Hand, und fragte nach allem, was während der Zeit

da er im Krieg war, zu Hause vorgegangen sey. Da hörte er von Genovefa nichts als Gutes, und von Golo nichts als Böses.

Unmuthsvoll und mit erschrockenem Herzen ritt er weiter, um noch in derselben Nacht Siegfriedsburg zu erreichen. Schon in weiter Ferne sah er alle Fenster des Schlosses beleuchtet. Als er näher kam, und den Schloßberg hinaufritt, hörte er eine rauschende Musik. Golo hielt mit seinem Anhange eben eine Freudenmahlzeit. Den er hoffte sicher darauf, der Graf werde an seiner schweren Wunde sterben. Er betrachtete sich daher schon als den Herrn der ganzen Grafschaft, und suchte durch beständige Zerstreuung und durch lärmende Lustbarkeiten sein böses Gewissen zum Schweigen zu bringen. Allein wenn er so an der prächtigen Tafel oben an saß, da sagte von den Bedienten, die die Speisen auftrugen, mancher heimlich zum Andern: „Du, wenn unser guter Graf stirbt, so bringts der schlaue Golo bey den gegenwärtigen, unruhvollen Zeiten gewiß durch, und wird unser Herr. Ich möchte aber doch nicht an seiner Stelle seyn. Sieh nur, wie verstört er aussieht!" — „Da hast du Recht! — sagte dann der Andere. — Er hat keine rechte Freude und es schmeckt ihm nichts. Er sitzt gerade da, wie der arme Sünder am Henkermahl. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, und den Lohn, den er in der andern Welt gut hat, nicht mit ihm theilen."

Als der Graf mit seinen Kriegern an dem Schloßthore angekommen war, befahl er den Trompetern, das Zeichen zu geben, daß er da sey. Der Wächter

auf der Zinne des Thurmes antwortete mit seiner Trompete. Golo und alle seine Gäste sprangen von den Sesseln auf, und der Ausruf: „Der Graf, der Graf!“ hallte durch das ganze Schloß. Golo, der eher den Tod als den Grafen erwartet hatte, kam eilends herunter, und hielt dem Grafen, der noch nicht abgestiegen war, ganz demüthig das Pferd. Der Graf blickte ihn lange ernst und fest an, ohne ein Wort zu sprechen, und Golo stand so bleich und zitternd da, wie ein Uebelthäter vor seinem Richter. Sein böses Gewissen blickte ihm deutlich aus den scheuen Augen, und die ganze Unglücksgeschichte stand, wie mit großen Buchstaben, in seinem Gesichte geschrieben. Mit wankenden, ungewissen Schritten gieng er vor seinem Herrn her die Wendeltreppe — und seine bebende Hand vermochte kaum die leuchtende Fackel zu halten. Der Graf sah im ganzen Schlosse nichts als Verschwendung und Wohlleben, Unordnung und Verwirrung. Ueberall begegneten ihm fremde erschrockene Gesichter, und die wenigen alten Diener, die noch übrig waren, begrüßten ihn mit weinenden Augen. Da er in den großen Waffensaal hineingetreten war, legte er Helm und Schwert auf den Tisch, forderte dem Golo alle Schlüssel der Burg ab, trug seinem treuen Wolf auf, die Burgthore wohl bewahren zu lassen, damit Niemand entrinne, gebot den Dienern, seine müden Krieger gut zu verpflegen, und winkte dann allen schweigend mit der Hand, sich zu entfernen.

Der erste Gang des Grafen war hierauf zum Zimmer seiner Gemahlin. Golo hatte es sogleich nach ihrer Gefangennehmung verschlossen, und es, weil es ihm sein böses Gewissen nicht zuließ, seitdem nicht mehr betreten. Alles war noch gerade so, wie an jenem Morgen, da Genovefa es verließ. Da stand noch die Stickrahme, in der ein halbvollendeter, mit Perlen durchschlungener Lorbeerkranz die Inschrift umschloß: „Siegfried, dem zurückkehrenden Helden, seine treue Gemahlin Genovefa.“ Dort lag noch ihre Laute über einem Buche voll schuldloser, frommer Lieder, von denen sie mehrere selbst auf die Abwesenheit ihres Gemahls gemacht hatte. Er fand mehrere Aufsätze von Briefen an ihn, voll frommer, edler Gesinnungen, voll Liebe und Treue gegen ihn, deren er aber keinen erhalten hatte. Sie sagte darin, wie sie täglich für ihn bete, daß Gott ihn unverletzt aus den blutigen Schlachten zurückführen möge; wie sie sich darauf freue, ihm mit einem Sohne oder einer Tochter auf dem Arme entgegen zu kommen; wie sie um ihn so bekümmert sey, und so oft weine; und wie ihr sein beständiges Stillschweigen so viele schlaflose Nächte mache. Denn wie Golo keinen von ihren Briefen an den Grafen abgesendet hatte, so hatte er auch alle Briefe des Grafen an sie aufgefangen. Der bestürzte Graf saß noch um Mitternacht mit verschlungenen Armen und voll stummen Schmerzens so da, und bemerkte es nicht einmal, daß die Kerze schon weit hinab gebrannt und am Erlöschen sey. Da kam Bertha, das treue Mädchen herein, und brachte ihm den Brief, den Genovefa im Gefängnisse geschrieben

hatte, zeigte ihm die Perlenschnur, die er sogleich erkannte, und erzählte ihm unter tausend Thränen alles — wie viel Gutes ihr Genovefa in ihrer Krankheit gethan hatte, was sie in der Nacht, bevor sie zur Hinrichtung hinausgeführt wurde, noch gesagt habe, und was sie sonst noch von ihrer Geschichte wußte. Da löste sich der stumme Schmerz des Grafen in Thränen auf. Alles dieses, besonders aber der Brief, war ihm der redendste Beweis von Genovefa's Unschuld. Er weinte so heftig, daß ihm das Gesicht vergieng, und Genovefa's Brief von Thränen ganz durchnetzt wurde. Er rief nur immer: „O Gott, o Gott! O Genovefa! — und dich, dich, dich konnte konnte ich morden! Dich und meinen Sohn! O ich unseligster aller Menschen!“ — und sein treuer Wolf, der auf seine Klagen herbey kam, versuchte vergebens, ihn zu trösten.

Nachdem der Graf lange schmerzlich geweint hatte, fuhr er plötzlich auf, forderte sein Schwert, und wollte den Golo umbringen. Wolf hielt ihn zurück, und stellte ihm vor, daß er auch den Golo nicht ungehört verurtheilen dürfe. Da befahl der Graf, den Golo noch in der Nacht zu ergreifen, ihn in Eisen und Bande zu schlagen, und in das nämliche Gefängniß zu werfen, in dem Genovefa so lang geschmachtet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, ließ er, bis auf weiters festsetzen. Die Soldaten thaten dieß mit Vergnügen. Am andern Morgen befahl der Graf, den Golo ihm vorzuführen. Bis man ihn brachte, las er Genovefa's Brief noch einmal. Die Worte: „Verzeih ihm, wie ich ihm

verzeihe — wegen meiner soll kein Tropfen Bluts vergossen werden!" giengen ihm tief zu Herzen. Als Golo hereingebracht wurde, blickte ihn der Graf mit seinen verweinten Augen wehmüthig an, und sagte mit sanfter Stimme: „Golo, was habe ich dir gethan, daß du diesen Jammer über mein Haupt brachtest? Was hat dir meine Gemahlin — was hat dir mein Sohn gethan, daß du sie mordetest? Du kamst als ein armer Knabe in dieses Schloß, und genossest hier nur Gutes — warum vergiltst du es nun so?" Golo hatte geglaubt, der Graf würde toben und wüthen. Diese unerwartete Sanftmuth aber brach ihm das Herz. Er fieng laut an zu weinen, und rief: „Ach, eine unselige Leidenschaft verblendete mich! Eure Gemahlin ist schuldlos, wie ein Engel des Himmels — ich war der Teufel, der sie verführen wollte. Da sie mir kein Gehör gab, wurde ich wie rasend, suchte mich an ihr zu rächen und zugleich mein eigenes Leben zu sichern. Ich fürchtete, wenn sie euch die Wahrheit sagte, würdet ihr mich umbringen. Deßhalb kam ich ihr zuvor und klagte sie bey euch falsch an." Dem Grafen war doch wenigstens dieses ein großer Trost, daß selbst Golo die Unschuld Genovefa's bezeugen mußte — und er winkte mit der Hand, ihn wieder in das Gefängniß abzuführen, und verbarg dann sein Angesicht in sein weißes Tuch, und weinte sich satt, und verwünschte seinen Jähzorn in die unterste Hölle.

Der Graf war von nun an immer so schwermüthig, daß man für sein Leben fürchtete. Sein Schmerz gränzte bisweilen an Wahnsinn. Alle be-

nachbarten Ritter, die seine guten Freunde waren, kamen zusammen ihn zu trösten. Allein der Graf saß da, und wollte keinen Trost annehmen. Immer hielt er sich in Genovefa's Zimmer auf, und er kam nirgends mehr hin, als in seine Schloßkapelle. Eine seiner größten Angelegenheiten war es, Genovefa's Grab aufsuchen zu lassen, um dort weinen zu können — und dann auch ihren Leichnam ehrenvoll begraben zu lassen. Allein Niemand wußte das Grab zu finden; denn die zwey Männer, die sie zum Tode hinausgeführt hatten, waren bald darauf verschwunden, und Niemand konnte sagen, wo sie hingekommen waren. Da ließ der Graf in der Kirche zu Siegfriedsburg eine prachtvolle Gedächtnißfeyer ihres Todes halten. Er und alle seine Diener, und alle Ritter weit umher mit ihren Frauen erschienen dabey in tiefster Trauer, und auch eine solche Menge Volks fand sich ein, daß die Kirche kaum den zehnten Theil davon fassen konnte. Der Graf ließ auch reichliches Almosen unter die Armen austheilen, und seiner Gemahlin in der Kirche ein Denkmahl mit einer goldenen Inschrift errichten, die ihre trauervolle Geschichte der Nachwelt noch erzählen sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Graf Siegfried findet seine Gemahlin Genovefa wieder.

Es vergiengen Jahre, bis der Graf sich bereden ließ, nur wieder aus seinem Schloß zu gehen. Und

dann auch mußten seine Freunde, die Ritter und der treue Wolf, ihn dazu gleichsam nöthigen, und alles aufbieten, wenn sie ihn auch nur ein wenig erheitern wollten. Der eine gab eine große Mahlzeit, und ein trefflicher Harfenspieler mußte sich dabey hören lassen, und tröstende Lieder singen. Ein anderer stellte allerley Ritterspiele, Pfeilschießen und Ringstechen an. Ein dritter lud ihn zu einer Jagd ein. Diese letzte Art von Vergnügen, die der Graf von Jugend auf sehr geliebt hatte, schien am meisten geschickt, seine Schwermuth zu zerstreuen. Da die Ritter das merkten, jagten sie sehr oft, bald Hirschen und Wildschweine, bald Wölfe und Bären, deren es damals in Deutschland genug gab, und der Graf mußte allezeit mit auf die Jagd. Auf Wolfs Zureden gab er daher auch einmal ein großes Jagen, und bat alle Ritter, dabey zu erscheinen. Es war gegen Ende des Winters — und der nächste heitere Tag, an dem es einen neugefallenen Schnee haben würde, ward dazu bestimmt. Der Tag kam, und mit dem Anbruch der Morgenröthe zog der Graf, von allen edeln Rittern der umliegenden Gegend, und einem großen Gefolge von Dienern begleitet, aus. Alle waren zu Pferde, und noch eine Menge Leute mit Packpferden, Maulthieren und Jagdhunden folgten ihnen. Die Waldhörner hallten freudig und muthig durch den Wald. Eine Menge Hirsche und Wildschweine wurden erlegt. Auch der Graf stieß bald auf ein Stück Wild. Er setzte ihm zu Pferde nach. Das Thier floh über steiles Felsengestein, und durch Dornen und Sträuche, und versteckte sich endlich — in die Höhle Geno-

vefa's. Denn es war eben die treue Hirschkuh, von deren Milch Genovefa und ihr Sohn sich schon so lange ernährt hatten.

Der Graf stieg ab, band sein Pferd an eine Tanne, verfolgte die Spur des Thieres in dem neugefallenen Schnee, und kam zur Höhle. Er schaute hinein, und erblickte zu seinem Erstaunen in der Tiefe der dunkeln Höhle eine abgezehrte menschliche Gestalt mit todtbleichem Angesicht. Es war Genovefa, die ihre schwere Krankheit zwar überstanden hatte, aber so matt und entkräftet war, daß sie sich in dieser Wildniß nicht mehr würde erholt haben, sondern jede neue Woche den Tod erwartete.

„Wenn du ein Mensch bist — rief der Graf hinein — so komm heraus an das Tageslicht!“ Genovefa kam heraus — in das Schaaffell eingehüllt — die Schultern von ihren langen, goldenen Haaren bedeckt — mit bloßen Armen und Füßen — zitternd vor Frost und blaß wie eine Sterbende.

„Wer bist du? — rief der Graf, indem er erschrocken einige Schritte zurück wich — und wie kommst du hieher?“ Denn er kannte sie nicht mehr. Sie aber hatte ihn gleich auf den ersten Blick erkannt.

„Siegfried! sagte sie mit schwacher Stimme. — Ich bin deine Gemahlin Genovefa, die du zum Tode verurtheilt hast. — Aber, Gott weiß es, ich bin unschuldig!“

Da war es dem Grafen nicht anders, als träfe ihn ein Donnerschlag. Er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Da er vor Schwermuth öfter

wie von Sinnen war, und sich jetzt in diesem abgelegenen, schauerlichen Thale tief im Walde, von allen seinen Leuten weit entfernt sah, meynte er, er sähe — Genovefa's Geist.

„O, — rief er mit herzdurchdringender Stimme aus — du abgeschiedener Geist meiner Gemahlin! Was kommst du zurück, mich meiner Blutschuld anzuklagen? Ward die entsetzliche Mordthat auf diesem Boden hier verübt, und haben sie deinen entseelten Leichnam in diese Höhle da begraben? Ja, so ist es, und dein Leichnam wendet sich in dem Grabe um, daß ich den Boden betrete, den ich mit deinem Blute gefärbt habe, und dein Geist erscheint unwillig darüber, daß dein Mörder sich deiner friedlichen Grabstätte nähere. O kehre zurück, kehre zurück, seliger Geist; mein Gewissen foltert mich schon genug! Kehre zurück in die Wohnungen des Friedens, und bete für mich — für einen armen Mann, der auf Erden keinen Frieden mehr hat! Oder erscheine mir nicht so kläglich — erscheine mir als ein verklärter Engel und sage mir, daß du mir verziehen!“

„Siegfried, — sagte Genovefa weinend — liebster Gemahl! Ich bin kein Geist! Ich bin wirklich deine Genovefa — deine Gemahlin. Ich lebe noch. Die guten Männer, die mich hinrichten sollten, haben mich verschont.“

Der Graf war aber vor Schrecken und Entsetzen noch immer ganz betäubt. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und er vernahm ihre Worte nicht. Er sah sie noch immer mit starren Blicken an, und glaubte noch immer einen Geist zu sehen.

Stadtbibliothek Augsburg

Genovefa nahm ihn freundlich bey der Hand. Allein er zog seine Hand zurück, und rief mit bebender Stimme: „O, laß mich, laß mich! Deine Hand ist kalt wie Eis. Oder ja! Zieh mich mit dieser deiner kalten Todeshand zu dir hinab in das Grab! Denn das Leben ist mir eine Last, und Sterben ist für mich das Beste!“

Genovefa sagte noch einmal: „Siegfried! Liebster, bester Gemahl! und blickte ihn dabey so liebreich und freundlich an, wie ein Engel des Himmels. — Kennst du denn deine Gemahlin nicht mehr? Sieh, ich bin es wirklich! Sieh mich doch nur recht an! Fühl da meine Hand! Schau da den Ring an meinem Finger, den ich noch von dir habe! O komm doch zu dir selbst! O Gott, befreye Du ihn von dieser seiner entsetzlichen Einbildung!“

Endlich kam er von seinem Entsetzen zurück, und erwachte wie aus einem schweren Traume. „Ja, du bist es!“ rief er, und fiel ihr wie zernichtet zu Füßen. Seine Augen ruhten lange auf ihrer abgehärmten Gestalt — und er konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus. „Du also — rief er — du, du bist meine Gemahlin! Du Genovefa! In diesem Elende! Und von mir in dieses Elend verstossen! O, ich bin nicht mehr werth, daß mich die Erde trage! Ich darf meine Augen nicht zu dir erheben! O, kannst du mir verzeihen?“

Genovefa sagte weinend: „Liebster Siegfried, ich habe nie auf dich gezürnet! Ich liebte dich im-

mer! Ich wußte es ja, daß du betrogen wurdest. O steh auf, und komm in meine Arme! Sieh, ich weine ja vor Freude dich wieder zu sehen."

Der Graf getraute sich aber immer noch kaum, sie anzusehen. „Und du machst mir keine Vorwürfe!" — sagte er. — Du giebst mir nicht einmal ein einziges böses Wörtchen! O du Engel des Himmels — du sanfte, himmlische Seele! O was habe ich gethan, dich — dich so zu beleidigen."

Genovefa sprach: „Sey doch einmal ruhig, Siegfried! Nimm alles als eine Schickung Gottes. Er hat es so gefügt. Es war mir gut, daß ich in diese Wildniß kam. Reichthum und Glanz hätten mich vielleicht verdorben — in der Wüste aber fand ich Gott und den Himmel."

Indem sie noch sprach, kam Schmerzenreich. Er hatte nichts als ein Rehfellchen um den Leib, und watete mit bloßen Füßen in dem Schnee, der an einigen Stellen dieses engen Felsenthales noch sehr tief lag. Unter dem Arme trug er einige frische, tröpfelnde Kräuter, die er eben in der Quelle gepflückt hatte, und in der Hand hielt er eine Wurzel, von der er eben aß.

Als der Knabe den Grafen in der prächtigen ritterlichen Kleidung, mit dem hohen, wallenden Federbusche auf dem Helme erblickte, erschrack er — stand still — und schrie laut: „Mutter! Wer ist dieß? Ist dieß auch einer von den bösen Menschen, und will er dich umbringen? Weine nicht, rief er, indem er jetzt auf seine Mutter zusprang. Ich lasse

dir nichts geschehen. Eher soll er mich umbringen, als daß er dir ein Leid zufüge."

Genovefa sagte freundlich: „O lieber Sohn! Fürchte ihn nicht! Sieh ihn doch an, und küsse ihm die Hand. Er thut dir nichts. Er ist dein lieber, guter Vater. Sieh, er weint über unser Elend. Gott hat ihn hergeschickt, daß er uns davon erlöse, und uns mit sich nach Hause nehme!"

Der Knabe wandte sich und blickte auf. Er war mit seinen krausen, schwarzen Locken, der edeln Stirne, den großen, funkelnden Augen, der schön gebogenen Nase und dem wohlgebildeten Munde das lebendige Ebenbild des Grafen. Als der Graf den holden, blühenden Knaben in diesem armseligen Aufzuge erblickte, da weinte er noch heftiger, und nahm den Knaben auf seinen Arm, und küßte ihn, und sagte nur immer: „O mein Sohn, o mein Sohn!" und blickte dann tief gerührt zum Himmel auf — und umfieng mit dem andern Arme Genovefa, und rief aus der Tiefe seiner Seele: „O Gott! Das ist der Seligkeit zu viel für mein armes Herz, wider alles Hoffen und Denken mit Einem Male — hier mein liebes Kind das Erste Mal zu sehen — und hier mein liebes Weib, mir wie vom Tode zurückgegeben, wieder zu sehen!" Genovefa faltete die Hände fest zusammen, und blickte fromm zum Himmel, und sagte: „Ja, o Gott! Du bist unendlich reich im Geben, und weißt dem menschlichen Herzen durch einen Augenblick den Jammer vieler Jahre reichlich zu vergüten! Dir sey Dank!" Und der holde Knabe, der seine Aeltern so gerührt be-

ten sah, erhob ungeheißen die kleinen Händchen auch zum Himmel, und wiederholte die Worte der Mutter: „Lieber Gott! Dir sey Dank!" Und alle drey blieben noch lange stillschweigend und unbeweglich in dieser Stellung, und nur ihr Herz sprach zu Gott, was keine Zunge auszusprechen vermag.

Endlich fieng Genovefa an: „Leben meine Aeltern noch? Geht es ihnen wohl in ihrem Alter? Wissen sie, daß ich unschuldig bin? Ach, schon sieben Jahre beweinen sie mich als todt, und bereits sieben Jahre habe ich nichts mehr von ihnen gehört!" Der Graf sagte: „Sie leben — sind wohl — und wissen deine Unschuld. Und, wo möglich noch diese Stunde sende ich einen Reisenden mit der Freudenbothschaft an sie ab, daß du wieder gefunden bist." Genovefa erhob aufs neue ihre gefalteten Hände hoch empor, und blickte mit freudiger Rührung zum Himmel, und rief mit Thränen des Dankes in den Augen: „Nun, so sey denn gelobt, o Gott! Du hast mein Gebet erhört, und die geheimsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und auch das noch gewährt, was ich mir kaum zu wünschen getraute. Du hast meinen Gemahl aus dem Kriege zurückgeführt, — Du hast meine Unschuld an den Tag gebracht, — Du hast mich aus allen Leiden, aus Gefängniß und Tod, errettet — Du hast mir den seligen Augenblick geschenkt, da ich mein liebes Kind seinem Vater zuführen konnte — und nun willst Du mich gar noch meine alten Aeltern sehen lassen. Du bist die lautere Liebe!"

Hierauf führte Genovefa ihren Gemahl in ihre Höhle. Denn sie konnte es mit bloßen Füßen in dem Schnee vor Frost nicht mehr aushalten. Gebückt trat der Graf in die niedrige Höhle — und als er nun die rauhen Wände, und das kleine, moosbewachsene Kreuz, und den Stein davor, der von Genovefa's Knieen glatt und ausgerundet war, und das Lager von Moos, und die etlichen Kürbisschalen, Kürbisflaschen und Binsenkörblein, — was die ganze Einrichtung ihrer Wohnung ausmachte, — betrachtet, und sich neben Genovefa niedergesetzt, und den Knaben auf seinen Schooß genommen hatte, und nun durch die Oeffnung der Höhle hinaussah in die schroffen Felsen und schwarzen Tannen, die noch voll Schnee hiengen, da flossen seine Thränen aufs neue. „O Genovefa, rief er, durch welch' ein Wunder der Allmacht hat dich Gott in dieser schrecklichen Wildniß erhalten! Hat Er dir einen Engel des Himmels geschickt, der dich ernährte? — Ach, fuhr er wehmüthiger fort, sieben lange Jahre — ohne einen Bissen Brod — ohne Feuer im Winter — ohne ein Bett — ohne ordentliche Kleidung mit bloßen Füßen in dem tiefen Winterschnee — eine Herzogstochter, die auf Silber und Gold speiste — die in Purpur und Seide aufwuchs — die kaum ein rauhes Lüftchen anwehen durfte! — und dennoch abgezehrt von Kummer und Leiden, liebst du mich doch noch — du treue, gute Seele! O was ist es doch um gute Menschen!“ —

Genovefa unterbrach ihn schnell, lächelte mit der Heiterkeit eines Engels in ihrem blassen Gesichte

und sagte: „Schweig doch, und sage doch kein Wort mehr davon, lieber Mann! Gott weiß es, ich hatte in dieser Wildniß auch viele Freuden! Und giebts denn in den Pallästen keine Leiden — und littest du denn weniger, als ich? — Doch laß das gut seyn, fuhr sie fort, um seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken — und sieh dafür deinen Sohn an. Sieh! Seine Wange glüht wie Purpur. Bey ungekünstelter Nahrung und in Gottes frischer Luft wurde er gesund und stark! In unserm Schlosse wäre er vielleicht verzärtelt worden, und würde blaß und elend seyn, wie die Kinder vieler vornehmer Leute. Darum sey fröhlich, und danke Gott."

Und nun erzählte sie, wie wunderbar Gott sie und ihren Sohn erhalten habe, von dem Augenblicke an, da die Hirschkuh zuerst in ihre Höhle kam, bis zu dem Augenblicke, da das gute Thier von dem Grafen verfolgt, seine Zuflucht dahin nahm. Der Graf war ganz Ohr, und rief am Ende gerührt aus: „Wunderbar ist Gott in seinen Führungen, und unendlich reich an Mitteln, seine Menschen zu retten! O, vergiß es nie, mein Sohn! Als du ein kleines Kind warst, und dein Vater dich verstossen hatte, und auch deine Mutter dir nicht mehr helfen konnte, und mit dir hätte verschmachten müssen, da rettete Gott dich und sie durch dieses gute Thier da vom Hungertode. Und als die Noth deiner Mutter wieder aufs Höchste gestiegen war, und sie derselben hätte unterliegen, und du, armer Knabe, in dieser schrecklichen Wildniß voll reissender Thiere auf dem Wege zu meiner Wohnung wohl hättest umkommen müssen, und

mir kein menschlicher Mund eure Noth ansagen konnte, da mußte dieses nämliche stumme Thier mein Wegweiser zu eurer Wohnung seyn. So leicht, und doch so wunderbar weiß Gott zu rechter Zeit zu helfen. Vertraue daher auf Ihn dein Leben lang!"

Sechzehntes Kapitel.

Genovefas Einzug zu Siegfriedsburg.

Vater, Mutter und Sohn giengen nun wieder aus der Höhle heraus — und allen standen noch die Thränen der Rührung in den Augen. Jetzt nahm der Graf, um seine Leute zu rufen, sein silbernes Jagdhorn von der Seite, und stieß darein, daß der Schall hundertfältig von den Felsen wiederhallte. Der Knabe, der in seinem Leben nichts solches gehört hatte, war hocherfreut über den wunderbaren Schall, und versuchte es sogleich auch zu blasen — und die liebvolle Mutter lächelte ungeachtet ihrer Augen voll Thränen.

Auf den Schall des Jagdhorns kamen die Ritter und die Diener des Grafen von allen Seiten zu Pferd und zu Fuß herbeygeeilt. Alle erstaunten über die blasse, abgezehrte Frau, die der Graf bey der Hand hielt, und über den schönen, lieblichen Knaben, den er auf dem Arme hatte. Alle drängten sich herzu, und schlossen einen Kreis um ihn. Alle standen ehrerbietig und schweigend umher; denn sie sahen, daß der Graf, und die Frau und das Kind die Augen

voll Thränen hatten. Da sprach der Graf mit bewegter Stimme: „Ihr edeln Ritter, und ihr, meine treuen Diener! Seht, das ist Genovefa, meine Gemahlin — und das ist mein Sohn, Namens Schmerzenreich.“ Auf diese Worte schrieen alle vor Schrecken und Erstaunen laut auf — der Eine dieß, der Andere das, und man hörte hundertfältige Aufrufungen und Fragen durch einander: „O Gott im Himmel! Was, unsre gnädige Gräfin? — Hat man sie denn nicht hingerichtet? Ist sie von den Todten auferstanden? Nein! Es ist nicht möglich! — Ja, sie ist es dennoch! Ach Gott, in welchem Elende! Seht nur, wie blaß sie aussieht! — Ach, unser lieber junger Graf! O der schöne, holde Knabe!“ — und sie konnten vor Freude und Mitleid, Erstaunen und Neugierde, kaum mehr aufhören, zu rufen und zu fragen, zu jammern und sich laut zu freuen.

Der Graf erzählte ihnen kurz die Hauptsache der ganzen Geschichte, und theilte dann unter seine Leute Befehle aus. Ein Paar seiner Reiter mußten augenblicklich auf das Schloß zurück sprengen, Kleider für Genovefa zu holen, eine Sänfte für sie zu bestellen, und Anstalten zu ihrem Empfange anzuordnen; einigen Anderen befahl er, sogleich die Packpferde und Maulthiere herbeyzuführen; und wieder Anderen gebot er, indeß Holz zusammen zu tragen, und an einem trockenen Platze unter einem überhangenden Felsen ein großes Feuer aufzumachen, und eine Mahlzeit zu bereiten. Der Graf öffnete nun selbst das Gepäcke, und breitete über ein Felsen=

stück und auf dem Boden nächst dem angezündeten Feuer Teppiche aus, und hüllte seine Gemahlin in seinen scharlachrothen, mit schwarzem Pelz ausgeschlagenen Wintermantel, und gab ihr ein großes, feines Tuch, ihr Haupt damit zu umhüllen, und setzte sie dann auf die ausgebreiteten Teppiche. Alle Ritter, die sie noch wohl kannte, kamen, einer nach dem andern herbey, grüßten sie voll Ehrfurcht, und bezeugten ihr, innigst gerührt, ihr Mitleid und ihre Freude. Vor allen Dienern drängte sich aber der redliche Wolf hervor. Er hatte es kaum abwarten können, bis die Ritter die Gräfin gegrüßt hatten. „Gnädige Frau, — sagte er, und benetzte ihre Hand mit Thränen, — nun bin ich erst froh, daß mir die Mohren meinen alten, grauen Kopf nicht gespaltet haben, da ich das noch erlebe. Nun will ich gerne sterben!“ Und hierauf nahm er den Knaben auf seine Arme, küßte ihn auf beyde Wangen, und sagte: „Sey mir willkommen, du liebes Kind! Du bist das leibhafte Ebenbild deines Vaters! Werde tapfer und voll Muth wie dein Vater, und sanft und mild wie deine Mutter, und fromm und gut, wie Beyde!“

Schmerzenreich war anfangs scheu und schüchtern über die Menge Leute, unter denen er sich auf einmal befand. Nach und nach wurde er aber zutraulicher und gesprächiger. Da er eine Menge Dinge in seinem Leben das erste Mal sah, so hatte er fast beständig etwas zu fragen, und alle — besonders aber der alte Wolf — ergötzten sich an den sinnreichen Fragen und Anmerkungen des lebhaften Knaben, die freylich manchmal sehr drollig herauskamen. Am mei-

sten erstaunte der Knabe anfangs über die Reiter. Es gieng ihm gerade wie jenen Völkern, die die ersten Reiter sahen; er meynte, Mann und Roß seyen zusammen nur Ein Geschöpf. „Vater, sagte er, giebts denn auch Menschen mit vier Füßen?“ Als die Reiter abgestiegen waren, und ihm ein Pferd vorführten, fragte er: „Vater! Wo hast du denn diese Thiere gefangen? Solche giebts bey uns im Walde nicht.“ Da er das Pferd näher betrachtete, und den silbernen, reich vergoldeten Zügel in dessen Maule bemerkte, rief er: „Ey! Fressen denn diese Thiere Gold und Silber?“ Als nun das Feuer hoch aufloderte, stand er aufs neue erstaunt da, und rief: „Mutter! Haben denn die Menschen die Blitze aus den Wolken herabgeholt, oder hat der liebe Gott sie ihnen geschenkt? O, — fuhr er fort, indem er den schönen Glanz des Feuers betrachtete und die wohlthätige Wärme empfand — das ist wohl ein recht schönes Himmelsgeschenk! Nicht wahr, Mutter, wenn wir davon gewußt hätten, so hätten wir den lieben Gott auch darum gebeten? Das hätten wir diesen Winter wohl brauchen können!“ Bey der Mahlzeit zogen vor allem die kostbaren Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Er griff sogleich nach den schönen goldgelben und purpurgestreiften Aepfeln und rief: „Vater, wirds vielleicht bey dir nicht Winter, daß du die schöne, frische Früchte mitbringst? O, bey dir muß es gut wohnen seyn!“ Er getraute sich kaum, die schönen Früchte zu essen. „Es wäre ja Schade dafür!“ sagte er. Dann betrachtete er lange mit großer Aufmerksamkeit ein Glas,

wagte es kaum anzurühren, hielt es dann lange behutsam in der Hand, und rief endlich verwundert: „Ja, verschmilzt es denn nicht? Ist es denn nicht aus Eis gemacht?“ Nachdem er vernommen, aus was es bestehe, rief er: „O wie viele schöne und wunderbare Sachen hat doch Gott erschaffen, von denen ich nichts gewußt habe!“ Und es machte ihm kein kleines Vergnügen, seine Mutter und alle, die bey der Mahlzeit waren, durch das Glas zu betrachten. Da der Diener ihm ein spiegelreines, silberhelles Teller vorsetzte, und er sein Bild darin erblickte, erschrack er sehr. Erst bebte er zurück, dann griff er furchtsam hinter das Teller, um den Knaben, den er zu sehen glaubte, anzufühlen. Die Sache war ihm unbegreiflich — besonders aber wunderte und ergötzte es ihn, daß, wenn er ein ernstes Gesicht machte, der Knabe auch eines mache, und wenn er lächelte, der Knabe ihn auch anlächle. So hatten alle Gäste an dem muntern Kinde tausend Freuden, und so viele Thränen vorhin vergossen wurden, so herzlich lächelten nun Vater und Mutter, und so laut und viel wurde von Rittern und Knappen jetzt gelacht.

Die Mahlzeit war kaum zu Ende, so kam der Reitende mit Genovefa's Kleidern zurück. Genovefa gieng in die Höhle, warf sich vorerst auf die Kniee, um Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, und kleidete sich dann in der Höhle an. Das kleine hölzerne Kreuz nahm sie zum dankbaren Andenken an ihre Leiden zu sich, und trat hierauf, wieder gräflich gekleidet, aus der Höhle. Während der Mahlzeit hatten die Knechte, weil man die Sänfte

nur auf großen Umwegen herbringen konnte, aus starken Tannenästen eine Tragbahre verfertigt. Der Graf breitete Teppiche darüber, setzte Genovefa und Schmerzenreich darauf, und so zogen sie nun alle der Heimath zu. Auf halbem Wege begegnete ihnen die Sänfte, die für Genovefa bequemer war, und sie setzte sich mit Schmerzenreich hinein. Sobald der Zug den Wald verlassen hatte, kamen ihnen schon eine Menge Leute entgegen. Die Nachricht, die gute Gräfin sey wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch die ganze Grafschaft und weit umher rings in allen benachbarten Gegenden. Das Landvolk hatte überall alles liegen und stehen lassen. Jeder Dreschflegel ward an den Balgen gehängt, und jede Spindel ruhte. Ganze Dörfer standen leer, und es blieb Niemand zurück, als die Kranken und die Krankenwärter. Alle hatten ihre besten Kleider angezogen, und eilten, ihre gute Gräfin zu sehen. Es war ein allgemeiner Feyertag durch das ganze Land. Je näher Genovefa ihrem Schlosse kam, je zahlreichere Schaaren Menschen standen am Wege. Alle grüßten sie mit Thränen und lautem Freudengeschrey.

Unter den Leuten, die ihr entgegen kamen, erschienen auch zwey Pilgrime mit langen Pilgerstäben, und mit Muscheln an ihren Hüten und an ihren Pilgermänteln. Diese traten zu beyden Seiten der Sänfte, und warfen sich Genovefa zu Füßen. Es waren die zwey Männer, die Genovefa hätten hinrichten sollen. Beyde, besonders Kunz, baten jetzt Genovefa um Verzeihung, daß sie aus Furcht vor Golo sie in der Wildniß allem Elend preisgegeben,

und sie nicht vielmehr zu ihren Aeltern nach Brabant gebracht hätten. Sie erzählten hierauf, daß sie bald nachher vor Golo selbst nicht mehr des Lebens sicher zu seyn geglaubt, und eine Pilgerschaft in das gelobte Land gemacht hätten; daß sie von dieser Reise erst vor wenigen Tagen zurück gekommen, und nur heimlich und ohne sich Jemanden, als den Ihrigen zu entdecken, voll Furcht in der Grafschaft umher geirrt wären; daß sie Genovefa längst für todt gehalten, und deßhalb mit einander verabredet hätten, von der ganzen Sache zu schweigen, um den Grafen nicht aufs Neue zu betrüben. „Ach, — sagten sie, — wie war es doch möglich, daß ihr, gnädige Gräfin, nicht vor Frost und Hunger umkamet, oder von den wilden Thieren zerrissen wurdet. Wir glaubten, ihr und euer liebes Kind hätten längstens einen fürchterlichern Tod genommen, als wir euch hätten anthun sollen.“ Genovefa hieß sie aufstehen, bot ihnen freundlich die Hand aus der Sänfte, und sagte: „Ihr guten Männer, euch habe ich, zunächst nach Gott, mein und meines Kindes Leben zu danken!“ — „Du, mein Kind! sagte sie hierauf zu Schmerzenreich, danke ihnen auch. Sieh, das sind die Männer, die dich hätten umbringen sollen — die aber Gott mehr, als den Menschen gehorcht haben.“ — „Nicht wahr, — fuhr sie hierauf gegen die Männer fort, indem sie mit Augen voll Thränen lächelte, — jetzt reuet es euch doch nicht, daß ihr uns damals verschont habt?“ — „Ach Gott! — sagten beyde — damals meynten wir wunder, wie viel wir thaten, daß wir euch das

Leben schenkten. Jetzt sehen wir es aber erst ein, daß dieses nichts war, und daß wir hätten unser eigenes Leben daran wagen sollen, euch zu retten, und euch zu euren guten Aeltern nach Hause zu führen.“ Die Männer warfen sich hierauf dem Grafen zu Füßen, und baten auch ihn um Verzeihung, und dankten ihm für die Barmherzigkeit, die er ihren verlassenen Weibern und Kindern erwiesen hatte. Denn zu ihrem Erstaunen hatten sie erfahren, wie edel Genovefa in ihrem letzten Briefe sie ihrem Gemahl empfohlen, und wie väterlich der Graf, die fromme Bitte seiner Gemahlin zu erfüllen, für ihre Weiber und Kinder gesorgt habe. Der Graf sprach: „Ich wußte nicht, daß ihr euch meiner Gemahlin und meines Kindes erbarmet, und ihnen das Leben geschenkt hattet; allein da ich mich eurer Weiber und Kinder erbarmte, so gieng durch mich, ohne daß ich es selbst wußte, an euch das Wort des Herrn in Erfüllung: Wer barmherzig ist, der wird auch Barmherzigkeit erfahren. Geht hin — ich werde für euch und eure Weiber und Kinder noch ferner sorgen.“ Beyde standen auf, und begleiteten die Sänfte, und Heinz sagte zu Kunz: „Siehst du nun, daß es wahr ist, was ich dir sagte: Man soll sich beym Gutesthun nie fürchten, so gefährlich es auch manchmal uns vorkommt. Denn über kurz oder lang bringt es doch gute Früchte.“

In dem Augenblicke, da Genovefa aus einem kleinen Wäldchen, durch das die Straße führte, hervorkam, und Siegfriedsburg vor sich liegen sah — wurde auf einmal in Siegfriedsburg mit allen Glo-

cken geläutet, und die Thränen der Leute flossen noch reichlicher. Das Volk hatte dieses veranstaltet, ohne daß es ihm Jemand geheißen hatte, und hatte nur gewartet, bis man Genovefa von weitem kommen sah. Nahe vor Siegfriedsburg war die Menge Menschen unübersehbar, und das Gedränge unbeschreiblich. Die Leute waren auf die Bäume an beyden Seiten des Weges gestiegen, und in Siegfriedsburg waren alle Fenster und sogar die Dächer, wo sie vorbey mußte, voll Menschen. Denn alle wollten ihre geliebte, so lange todtgeglaubte Gräfin, so nahe als möglich sehen. Man hatte daher die Sänfte, die von zwey Maulthieren getragen wurde, geöffnet, damit alle die Gräfin sehen konnten. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Alles Volk erhob ein so lautes Jubelgeschrey, daß man das Zusammenläuten aller Glocken kaum mehr etwas dumpfig hören konnte. Sie aber saß da, wie die Demuth selbst, und schlug über die Ehre, die ihr widerfuhr, beschämt die Augen nieder. Ihren Sohn hatte sie auf dem Schooße. Dieser hatte noch sein Rehfellchen an, und hielt das kleine Kreuz aus der Höhle in der Hand. Rechts neben der Sänfte ritt der Graf, und links sein getreuer Wolf. Die zwey Pilger begleiteten sie, und die Hirschkuh lief wie ein zahmes Hündchen, hinten darein. Die Ritter und die Diener des Grafen ritten zum Theil voraus, und zum Theil folgten sie der Sänfte.

Als der Zug so zwischen der Menge Menschen langsam hindurch kam, da sagten dann manche zu einander: „Ach, unsre liebe gnädige Frau! Wie

blaß und wie fromm sie aussieht! So muß gerade Maria unter dem Kreuze ausgesehen haben!" Andere sagten: „Seht nur den schönen Knaben! Er sieht in seinem Rehfellchen und mit dem Kreuze in der Hand gerade so aus, wie man den kleinen Johannes in der Wüste abmalt." Wieder Andere riefen: „Ey, seht doch nur die Hirschkuh! Sogar die unvernünftigen Thiere lieben unsre fromme, gute Gräfin!" Manche Mutter sagte ihrem Kinde, das sie auf einem Arme hergetragen hatte, um ihm die gnädige Frau zu zeigen: „Sieh! Diese ists, um die ich so oft weinte, und von der ich dir so oft erzählte; da sie uns genommen wurde, da warst du noch nicht auf der Welt." Mancher Vater hob seinen kleinen Sohn in die Höhe, und sagte: „Siehst du sie jetzt? Sieh, sie hat dir schon Gutes gethan, als du noch in der Wiege lagest." Mancher Greis, der mühsam an seinem Stabe herbeygekommen war, schluchzte vor Freuden, daß ihm Arme und Kniee zitterten und wankten, und sein ganzer Körper davon erschüttert wurde.

Da Genovefa in dem Schloßhofe angekommen war, erblickte sie vor dem innern Schloßthore alle edlen Frauen und Fräulein der ganzen benachbarten Ritterschaft. Ohne daß Eine etwas von der Andern wußte, hatte Jede sich eingefunden, Genovefa zu bewillkommen. Alle waren über Genovefas Unschuld entzückt, und freuten sich ihrer wunderbaren Rettung. Alle hatten auch darüber noch eine besondere Freude, daß alle so un-

verabredet zusammengekommen waren, und daß auch nicht Eine fehlte. Sie sahen diesen Tag als einen Triumphtag der weiblichen Tugend, und als ein allgemeines Ehren- und Freudenfest für alle Frauen und Jungfrauen an. Alle standen in ihrem schönsten Schmucke, wie an einem hohen Festtage, da, und zuvorderst stand eine schöne Jungfrau, ganz weiß gekleidet, und eine Schnur der schönsten guten Perlen um den Hals, und überreichte Genovefen einen Kranz von *immergrünen* Myrthen mit den zarten *schneeweißen* Blüthen, als liebliches Zeichen ihrer *Unschuld* und *Treue*. „Nimm, — sagte die Jungfrau, und konnte die Worte kaum hervorschluchzen, nimm diesen Kranz im Namen unser aller: den schönsten Siegeskranz hat Gott dir im Himmel hinterlegt."

Genovefa kannte die Jungfrau nicht. Die Frauen sagten ihr, sie sey das gute Mädchen, das sie im Gefängnisse besucht hatte, und das damals noch nicht vierzehn Jahre alt war. „Edle Frau! sprachen sie, diese war die einzige, die sich in eurer Schmach und eurem Elende eurer annahm! Sie soll also auch die erste seyn, die an eurer Ehre und Freude Theil nimmt." Als Genovefa das Mädchen ansah, und die wohlbekannten Perlen um ihren Hals erblickte, da kam ihr jene schreckliche Nacht in dem Gefängnisse wieder zu Sinne. „Ach Gott! rief sie mit zum Himmel erhobenen Augen, — wer hätte das gedacht, wie ich damals als eine arme Sünderin, mit meinem Kinde auf dem Arme, aus diesen Mauern geführt wurde, daß ich der-

einst so zurückkehren würde! Du nur, o Gott! wußtest es damals schon, und hattest damals schon diese Freude für mich im Sinne! O Gott! — fuhr sie fort, indem sie den Kranz sanfterröthend aus der Hand der Jungfrau nahm — wenn Du die Unschuld hier auf Erden schon so ehrest und erfreuest, was wird es erst einmal in dem Himmel werden!"

„Recht so, gnädige Frau! sagte Wolf. — Die Unschuld wird zwar auf Erden nicht immer so geehrt, und selten wird ihr ein Ehrentag wie dieser. Gott thut es aber doch zuweilen, um uns ein wenig einen Vorschmack zu geben, was Er in dem Himmel thun werde." Darauf wandte er sich zu seinem Herrn und sprach: „Herr! ich bin schon achtzig Jahre, die ich auf der Welt umhergetrieben werde, oft siegreich in dieses Schloß eingezogen; aber einen solchen Triumphtag, wie er dieser Frau wird, hab ich noch nie erlebt." „Wolf, — sagte der Graf — darum hat diesen Triumph Gott selbst veranstaltet; es ist der herrlichste Triumph — der Triumph der Tugend über das Laster!" — und alle Ritter und Frauen gaben ihm Beyfall. Die Jungfrauen beschlossen aber noch besonders, die immergrünen Myrthen mit den weißen Blüthen sollen als Sinnbild der jungfräulichen Unschuld und ehelichen Treue von nun an zu Brautkränzen bestimmt seyn. Eine Sitte, die sich in vielen Gegenden Deutschlands bis auf unsre Zeiten erhielt.

Die Freuden dieses Tages, das viele Weinen und Reden, hatten Genovefa so angegriffen, daß sie ganz erschöpft war. Sie wurde unverzüglich

auf ihr Zimmer gebracht, das sie so viele Jahre nicht mehr betreten hatte, und, nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung noch einmal gedankt, und nur noch einige Augenblicke mit Drako's Wittwe und Waisen gesprochen, und sie ihrer Huld versichert hatte, begab sie sich in das bereitstehende Bett zur Ruhe. Das treue Mädchen blieb von nun an beständig um sie, und Genovefa ließ sich von Niemanden mehr bedienen, als von ihr.

Siebenzehntes Kapitel.

Genovefa sieht ihre alten Aeltern wieder.

Während in Siegfriedsburg alles voll der höchsten Freude war, herrschte in dem herzoglichen Pallaste von Brabant noch die tiefste Trauer. Der alte Wolf erbot sich, die Freuden-Nachricht, Genovefa sey wieder gefunden, ihren Aeltern zu überbringen. Der Graf sagte: „Lieber, alter Freund! Bleibe du hier, und überlaß diese beschwerliche Reise einem jüngern Manne. Du weißt ja, wie dich unsre Heimreise aus dem Mohrenkriege mitnahm, und wie oft du unter Wegs sagtest, dieß sey dein letzter Ritt.“ Allein Wolf sprach: „Der Mensch denkts, und Gott lenkts! Er hat mir nach so manchem kriegerischen Zuge zu guter Letzte noch einen Ehren- und Freudenritt zugedacht, und den laß ich mir nicht nehmen. Erlaubt es doch, lieber Herr, und laßt mich hin!“ „Aber, sagte der Graf, bedenke doch dein Alter, den weiten Weg, die

rauhe Jahreszeit, lieber Wolf!" „Thut alles nichts! — sprach Wolf. — Ich fühle mich, seitdem die liebe, gnädige Frau wieder da ist, um zehn Jahre jünger. Und ich denke, schöner, als mit diesem Ritte, kann ich meine Ritterschaft nicht beschliessen. Ist der vollendet, dann gebe ich mich gerne zur Ruhe. Ich alter Mann lege mich dann nieder, und kann ja alsdann ausschlafen — bis an den jüngsten Tag." „Nun, -- sprach der Graf gerührt — so zieh denn hin, lieber, alter, getreuer Kriegsgefährte, und nimm das beste Pferd aus meinem Stalle, und wähle dir die zwölf bravsten meiner Reiter zur Bedeckung aus, und sage meinen theuren Schwiegerältern, was dir dein edles Herz eingiebt, und Gott sey dein Geleitsmann, und führe dich wieder wohlbehalten in in meine Arme zurück." Auch Genovefa hatte ihn noch einmal rufen lassen, und ihm an ihre theure Aeltern alles dasjenige aufgetragen, was kindliche Ehrfurcht und Liebe ihr nur immer eingeben konnten.

Wolf hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Bevor noch die Morgendämmerung des folgenden Tages anbrach, war er schon vollkommen gerüstet, weckte die Reiter, half selbst die Pferde füttern und satteln, trieb ohne Unterlaß zu eilen, und saß dann auf und zog mit den Reitern fort. Immer ritt er voraus, und rief ihnen des Tages wohl hundert Male zu: „Frisch Kameraden, vorwärts, vorwärts!" — und so gings einen Tag wie den andern, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Wann ihn die Reiter fragten: Warum eilt ihr denn gar so, Herr Stallmeister?" — da sagte er: „Denkt an den Jammer

der Aeltern, dem wir ein Ende machen werden! Wenn ein braver Mann einem Leidenden auch nur einige traurige Stunden ersparen kann, so soll er sich keine Beschwerlichkeit verdrießen lassen, und seine Knochen nicht schonen. Wir ritten oft muthig aus, Wunden zu schlagen und Thränen zu verursachen — reitet nun auch einmal tapfer darauf los, Wunden zu heilen und Thränen zu trocknen. Ha — rief er — ich wollte, das Roß da hätte Flügel, wie jenes, das ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — abgemalt sah, und das mir sehr wunderlich vorkam!" — und hiemit gab er seinem Pferde wieder die Spornen.

Ein alter Ritter, auf dessen Schlosse Wolf mit seinen Reitern übernachtete, erzählte ihm, daß der fromme Bischof, der Genovefa mit Siegfried vermählt hatte, nur einige Stunden abwegs, eben eine neuerbaute Kirche einweihe. „Da müssen wir spornstreichs hin! — sagte Wolf. — Der heilige Mann muß unsere Freudenbothschaft auch wissen. Und da er gar ein weiser und kluger Herr ist, so will ich ihn um guten Rath bitten, wie ich meine Bothschaft bey dem Herzoge und der Herzogin am besten anbringen könnte. Ich sann unter Wegs schon viel darüber nach, und brachte nichts Kluges heraus. Am liebsten rief ich sogleich von weitem: Genovefa ist wieder gefunden! Sie lebt! Allein so mit der Thür ins Haus fallen, thuts doch nicht. — Ich bin ein alter Kriegsmann, und wußte es bisher nur vom Hörensagen, was es um das Erschrecken sey. Und doch — es ist wunderlich! — hat mich das Wort: „Die Gräfin lebt!" so erschreckt, daß ich zitterte, und den Schrecken noch jetzt in allen

Gliedern spüre. Ich hätt' es nie geglaubt, daß einen die Freude so erschrecken könne und wenn dieß mit andern Menschen auch so ist, so könnte dieser Freudenschrecken die Aeltern geradezu tödten, wie ein abgeschossener Pfeil, der mitten ins Herz trifft. Und ihnen die Sache nach und nach beyzubringen, die Worte schlau zu setzen, das Gespräch fein zu lenken — versteh ich nun einmal nicht. Unser einer weiß nur das Schwert zu regieren, nicht aber die Zunge. Der ehrwürdige Herr muß da Rath schaffen. Denn die Herzen durch das Wort sanft zu behandeln — das versteht er aus dem Grunde.“ Wolf ritt sogleich hin, erzählte dem Bischofe alles Geschehene, und brachte dann seine Bedenklichkeiten vor. Der Bischof war hoch erfreut, lobte Gott laut, und sprach dann zu Wolf: „Seyd ruhig, alter Mann! Gott fügt alles, bis auf die kleinsten Umstände, sehr wohl. Ich war eben bereit zu den trauernden Aeltern zu reisen, wohin mich mein Amt ruft. Wir reisen also zusammen.“ Der ehrliche Wolf war darüber sehr vergnügt, und es war ihm keine geringe Freude und Ehre, mit seinen Reitern den Bischof begleiten zu dürfen.

Der Herzog und die Herzogin hatten das Andenken jenes schrecklichen Tages, an dem sie die Nachricht von Genovefas Hinrichtung erhalten hatten, alljährlich in ihrer Schloßkirche unter Gebeth und Thränen gefeyert. Dieser Tag war jetzt eben wieder da, und sie saßen am Morgen desselben beysammen auf ihrem Zimmer, und waren beyde voll der tiefsten Betrübniß. Sie hatten seitdem sehr gealtert, und ihre Haare waren vor der Zeit

grau geworden. Beyde waren in Trauerkleider gehüllt, und die Herzogin hatte seit der Zeit die schwarze Farbe gar nicht mehr abgelegt. In dem herzoglichen Schlosse war es so stille, als wäre es ausgestorben; denn beyde mieden noch immer, so viel sie konnten, alle Gesellschaft. Jetzt war es bereits Zeit zum Gottesdienste, und sie erwarteten nur noch die Ankunft des Bischofes, den allein sie alle Jahre einluden, an eben dem Altare, an dem er Genovefa als Braut mit dem Grafen vermählte, das Gedächtniß ihres Todes zu feyern.

Der Herzog schwieg voll stummen Schmerzens, und dachte eben bey sich: „Es ist doch eine schreckliche Schickung, daß diese Schmach über unser herzogliches Haus kommen, und unsre Familie auf diese Art erlöschen mußte! Doch, Herr, dein Wille geschehe!“ Die Herzogin seufzte: „Ach, das einzige Kind, und so ein liebes Kind, durch die Hand des Henkers zu verlieren — ist doch zu schrecklich. O Genovefa! Wir dachten, du würdest wie ein Engel an unserm Sterbebette stehen, und uns die Augen sanft zudrücken, und nun mußte es so kommen! Doch, sagte auch sie, sich wieder fassend, dein Wille, o Herr, geschehe.“

Kaum hatte sie dieses gesagt, so trat der ehrwürdige Bischof herein. Sein Angesicht leuchtete von himmlischer Freude. „Lasset nun einmal das Trauern, und erfreuet euch in dem Herrn!“ sprach er, und fing nun an mit hoher Begeisterung und tiefer Rührung von den wunderbaren Wegen der

Vorsehung zu sprechen; wandte Jakobs Trauer, dem sein Sohn Joseph geraubt wurde, auf ihre Trauer an; schilderte dann Jakobs Freude, als er seinen Sohn Joseph wieder fand, — und der Geist, mit dem der Bischof sprach, und das sanfte Feuer seiner Beredsamkeit ergriff sie mächtig. Der Gedanke an Gottes alles lenkende Liebe und an Jakobs Vaterfreude erfüllte auch ihre Herzen mit Freude, und verdrängte aus denselben alle Trauer. „O eine solche Freude, sagte die Herzogin, indem sie die Hände faltete, wenn diese uns zu Theil würde, o was wäre dieß!“ Und der Herzog sagte: „In diesem Leben nicht mehr, aber doch gewiß dort in dem Himmel.“ „Auch in diesem Leben noch! sprach jetzt der Bischof. Der Herr thut auch jetzt noch große Dinge. Er schlägt Wunden, und heilt sie wieder. Er führt in die Grube hinein, und wieder heraus. Er, der Gott Jakobs und Josephs, lebt noch. Er, der euer Herz stärkte, daß es der Jammer nicht brach, wolle jetzt es wieder stärken, daß es der Freude nicht unterliege. Anstatt der Trauergesänge, die wir eben jetzt in der Kirche anstimmen wollten, laßt uns ein freudiges „Herr Gott, dich loben wir!“ singen. Denn Genovefa lebt — und ihr werdet sie sehen.“ Beyde Aeltern blickten ihn erstaunt an. Ein Schauder überlief sie bey des frommen Mannes nachdrucksvollen Worten. Hoffnung und Furcht kämpften in ihrem Herzen, und sie konnten das, was er sagte, noch nicht glauben.

Da öffnete der Bischof die Thür, rief den Wolf,

der mit klopfendem Herzen bey den Dienern des Herzogs in dem Vorzimmer stand, herein, und sprach: „Dieser hier ist der Mann, der euch das Weitere sagen wird.“ Wolf trat herein, und rief: „Sie lebt! Es ist gewiß so. Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen, mit diesen meinen Ohren ihre Stimme vernommen, und mit dieser meiner Hand die ihrige gefaßt.“ Das Wort: „Genovefa lebt!“ hatte sich augenblicklich durch den ganzen Pallast verbreitet. Alle Diener des Herzogs und alle Dienerinnen der Herzogin stürzten erstaunt, erschrocken, erfreut, und fast ausser sich, in das Zimmer. Wolf aber stand da, und erzählte die ganze wunderbare Geschichte, und die Thränen zitterten an seinen grauen Augenwimpern, und oft brach ihm die Stimme vor Rührung. Alle standen bebend, weinend und schluchzend umher — und der Herzog und die Herzogin saßen bleich vor Freudenschrecken da, und wußten fast selbst nicht, wie ihnen geschah.

Endlich, da sie nicht mehr zweifeln konnten, und die Männer, die mit Wolf gekommen waren, jedes seiner Worte bestätigten, und Wolf ihnen noch jedes Wort sagte, das Genovefa und der Graf ihm aufgegeben hatte — da war es ihnen, als erwachten sie aus einem schweren Traume. Sie lebten gleichsam von neuem wieder auf, und riefen: „Wir haben genug gelebt, daß unsre Tochter Genovefa noch lebt. Wir wollen hin, und sie sehen, ehe wir sterben!“ Nachdem sie Gott noch zuvor in seinem Tempel feyerlich gedankt hatten, reisten sie unverzüglich ab, und der fromme Bischof, und

der ehrliche Wolf mit seinen Leuten, und ein großes Gefolge von Dienern begleiteten sie.

Genovefa hatte sich indeß durch die zärtlichste Sorgfalt und liebreichste Pflege merklich erholt, und auf ihren Wangen erschien wieder eine sanfte, kaum merkbare Röthe. Der einzige Wunsch, den sie jetzt noch auf Erde hatte, war der, ihre geliebten Aeltern zu sehen. Da kamen sie plötzlich, und viel früher, als man sie erwartet hatte, in Siegfriedsburg an. Sie grüßten Genovefa mit heißen Thränen. Der ehrwürdige Vater sagte mit einer Empfindung, wie einst Simeon, indem er sie umarmte: „Nun, Herr, läßt du deinen Diener im Frieden dahin scheiden, da meine Augen dieses Heil noch gesehen haben.“ Und die fromme Mutter sprach, sie umarmend, mit einer Rührung wie Jakob: „Nun will ich gerne sterben, da nur du noch lebst — und deine Unschuld an den Tag kam.“ Und beyde Aeltern weinten abwechselnd lange an ihrem Halse.

Hierauf erblickten sie den holden Knaben, und riefen beyde zugleich voll Entzücken: „Du bist also unser Enkel — o komm, komm in unsre Arme!“ „Gott segne dich, mein Kind!“ rief der Großvater, indem er ihn auf die Arme nahm und küßte. Und: „Gott segne dich, du liebes, süßes Kind!“ wiederholte die Großmutter, als sie den Knaben aus des Großvaters Armen in die ihrige nahm, und ihn mit Küssen und Thränen überhäufte — und beyde sprachen dann fast mit Einer Stimme und voll Anbetung: „O wunderbar ist Gott!

Wir beweinten dich als todt, liebste Tochter, und dachten dein Angesicht auf Erde nicht mehr zu sehen, und jetzt läßt uns Gott gar noch deinen Sohn sehen!"

Jetzt trat der fromme Bischof, den Genovefa und Siegfried in ihrer Freude noch nicht bemerkt hatten, näher. Es war Genovefen, da sie ihn so plötzlich bemerkte, als sähe sie einen Bothen Gottes vom Himmel. Der apostolische Mann sah erst Genovefa und Siegfried, und dann den Herzog und die Herzogin der Reihe nach segnend an, und streckte die Hand aus, und sprach: „Nun hat der Herr erfüllt, was mich sein Geist vorhersehen ließ! Er hat dir, meine Tochter, und euch allen hier ein größeres Glück bereitet, als Erdenglück — das aber mit großen Leiden anfing, wie alles wahre Heil auf Erde anfangen muß. Er hat es anders gemacht, als wir alle dachten — aber herrlicher als wir alle denken konnten. Und nun — wie wir damals beysammen standen, so hat Er uns wunderbar und gegen alle Erwartung jetzt wieder zusammen gebracht, und heute ist der Tag erschienen, da wir Ihm alle mit Freudenthränen danken, und keines von allen fehlt, nur ist unsre Zahl noch um dieses liebe Kind hier vermehrt worden, weil Er in allem mehr thut, als Er verheißet. Selig derjenige, der in der Prüfung aushält! Denn nachdem er bewährt erfunden worden, wird er die Krone des Lebens empfangen, die Gott allen denjenigen verheißen hat, die Ihn lieb haben. Diese Krone ist euch jetzt auch hinterlegt."

Achtzehntes Kapitel.

Genovefas Leiden werden ein Segen für das ganze Land.

Sobald es bekannt wurde, daß Genovefa sich viel besser befinde, und sich von ihren Leiden sehr erholt habe, kamen alle Tage Leute, die sie sehen wollten. Wolf mußte es Genovefa auf Ritterehre versprechen, auch nicht das Geringste abzuweisen. Da ward dann der Zulauf sehr groß, und immer wurden mehrere zugleich in das Zimmer gelassen. Die Leute waren aber so stille und eingezogen, daß sie sich kaum zu athmen, und nicht vorwärts zu gehen getrauten, sondern an der Thür stehen blieben. Die Männer standen, mit ihren Mützen unter dem Arme, so ehrerbietig da, wie in der Kirche, und sogar die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter, hoben andächtig die Händchen auf.

Genovefa lag meistens auf ihrem Ruhebette, oder saß weißgekleidet in ihrem Lehnsessel, und ihr schönes, blasses Gesicht sah so fromm und himmlisch, so sanft und mild, so liebreich und freundlich aus, daß es den Leuten nicht anders vorkam, als sey es von hellen Strahlen umgeben. Sie sagte den guten Leuten immer einige Worte, die ihnen zeitlebens unvergeßlich waren.

„Ihr lieben, guten Leute! sagte sie mit sanfter, lieblicher Stimme, es freut mich, daß ihr mich heimsucht, und ich danke euch für eure Liebe, mit der ihr

an meinen Leiden und Freuden Theil nehmet. Ach, ich kann es mir wohl denken, daß ihr auch mancherley Leiden habt, und ich weiß es, daß manches von euch sich in der Welt viel plagen muß! Aber liebet nur Gott, vertrauet auf Ihn, und verzagt nie! Er errettet diejenigen, die Ihn lieben, aus allen Nöthen. Wo alles verloren scheint, kann Er noch helfen. Wo die Noth am höchsten ist, ist seine Hülfe am nächsten. Er macht am Ende alles recht. Ist's nicht wahr? Seht ihr das nicht selbst deutlich an meiner Geschichte?"

„Seyd zufrieden mit dem, was ihr habt, und begnügt euch mit Wenigem. Auch bey Wenigem kann man vergnügt leben. Das erfuhr ich in der Wildniß. So arm ihr seyd, so habt ihr doch mehr, als ich in der Wüste draußen hatte. Ihr habt doch eine Hütte, ein Kleid, ein Bette, und im Winter eine warme Stube und eine warme Suppe. Und mehr braucht ja der Mensch nicht. Hängt daher euer Herz nicht ans Zeitliche! Verlaßt euch nicht auf das todte Geld, sondern auf den lebendigen Gott. Gott kann den Reichsten schnell ärmer als den Aermsten, und den Aermsten wieder reich machen. Das seht ihr ja an mir!"

„Haltet euch immer fest an Gott, betet gerne und bewahret euer Gewissen rein. Wer mit Gott Eines ist, und ihn im Herzen trägt, der hat den Himmel im Herzen. Das Gebet giebt Kraft zum Gutesthun, und Stärke im Leiden. Es durchdringt die Wolken, und bleibt nie unerhört. Ein gutes Gewissen ist in allen Leiden — im Gefängnisse, in Krankheit und Tod ein sanftes Hauptkissen. Das werdet ihr erfahren, wie ich's erfahren habe."

„Wenn euch euer Gewissen Vorwürfe macht — und wem macht es keine, wenn er auch gleich keine solche Verbrechen begangen hat, deren man mich beschuldigte? — wenn euch euer Gewissen also Vorwürfe macht, so sucht vor allem, euch mit Gott auszusöhnen, und nehmet deßhalb eure Zuflucht zu Christus, seinem lieben Sohne. Ihn hat der Vater zum Heile der sündigen Welt dahingegeben. Er ist die Versöhnung unsrer Sünden. Er vergoß sein Blut zur Vergebung der Sünden. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst. So wir aber unsre Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, und vergiebt uns die Sünde, und reiniget uns von allem, was nicht recht ist.“

„Höret nur das Evangelium gerne — da werdet ihr alles noch besser inne werden, als ich es euch sagen kann! Mit einem Evangelienbuch in der einen, und einem Kreuze in der andern Hand, kamen die ersten Verkünder des Evangeliums zu euch. Noch einmal! Höret das Evangelium — bewahret es im Herzen — befolgt es! Denn es ist Gottes Wort, und hat eine Kraft in sich, alle selig zu machen, die daran glauben. Und dann noch einmal, denket stets: Im Kreuze ist Heil! Durch das Kreuz — durch Leiden und Tod — gieng Christus in seine Herrlichkeit ein! Durch Kreuz und Leiden, und viele Trübsale müssen auch wir in das Reich Gottes eingehen. — Nicht wahr, diesen Weg wollen wir mit einander gehen?“ sagte sie, und bot nun noch allen die Hand, und Eines nach dem Andern mußte ihr das auf die Hand versprechen.

Den Eheleuten und Aeltern redete sie noch besonders zu. Die Eheleute ermahnte sie zur Eintracht und Liebe, und warnte sie vor Eifersucht. „Gebet doch nie falschen Zungen Gehör, die eure Eintracht und Liebe stören wollen!" sagte sie, die es selbst erfahren hatte, was solche falsche Zungen für Jammer auch in der besten Ehe anrichten können. Die Aeltern ermahnte sie, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Seht, sagte sie mancher Mutter, die mit ihrem Kinde auf dem Arme vor ihr stand, es steht dem lieben Kinde nicht an die Stirne geschrieben, was in der Welt noch alles über dasselbe verhängt ist. Jetzt lächelt es noch freundlich in die Welt herein; aber es wird die Zeit kommen, wo es auch trauern und weinen wird, wie alle, die noch in diese Welt kamen. Darum erzieht es gut, daß es Kraft in sich habe, sich durch die Welt durchzuschlagen. Als meine Mutter mich so auf dem Arme hielt, dachte sie wohl nicht daran, was für große Leiden über mich kommen würden. Aber wenn sie mich nicht von Jugend auf zur kindlichen Furcht Gottes und zum herzlichen Vertrauen auf Gott angehalten hätte; so hätte ich meinen Leiden unterliegen, und in der Wildniß verzweifeln müssen, und mir wohl gar selbst das Leben genommen, und ich wäre nicht mehr da. Ohne festen Glauben an Gott, an Christus, und an ein ewiges Leben wäre es ein betrübtes trostloses Leben auf Erden. Pflanzt euern Kindern diesen Glauben daher frühe ein."

Schmerzenreich mußte nun auch jedem der Kinder etwas Schönes zum Andenken schenken, und un-

beschenkt wurde nie Eines entlassen. Diese Güte und Freundlichkeit und die schönen Zusprüche ihrer gnädigen Gräfin gingen den Leuten sehr zu Herzen, und die härtesten Männer weinten oft gleich kleinen Kindern. Genovefas Frömmigkeit, ihre Leiden, ihre Geduld, ihre Wort und Beyspiel waren ein großer Segen für das ganze Land. Weit umher wurden die Menschen viel frömmer, und besserten sich augenscheinlich, und in mancher Hütte, in der vorhin der Unfriede zu Hause war, wohnte nun Eintracht und Liebe, Ruhe und Zufriedenheit. Der fromme Bischof sagte oft: „Wenn Gott durch einen Menschen ein großes Gutes stiften will, so schickt Er ihm große Leiden — und dieß ist dann auch eine der heiligen Weihen, die Gott selbst verleiht. Ihre Worte stiften mehr Gutes, als meine Predigten.“

Neunzehntes Kapitel.

Golos Schicksal.

Wann die Leute aus dem Zimmer der Gräfin herab kamen, wollten sie auch noch den Golo sehen. Ein Blutgericht hatte ihn als einen Verläumder, treulosen Diener, und dreyfachen Mörder zum Tode verurtheilt. Er sollte von vier Ochsen in vier Stücke zerrissen werden. Allein der Graf hatte auf die herzliche Fürbitte seiner frommen Gemahlin ihm die Todesstrafe geschenkt. Ihn aber von dem ewigen Gefängnisse zu befreyen, stand nicht in des Grafen Gewalt.

Der Kerkermeister, der den Leuten den Golo zeigen mußte, hatte fast den ganzen Tag keine Stunde Ruhe. Er that es aber doch gerne. „Kommt nur! sagte er zu den Leuten. Da droben im Zimmer der Gräfin habt ihr ein Bild der Unschuld und der Tugend gesehen. Da drunten in Golos Gefängnisse könnet ihr nun das Bild der Sünde und des Lasters sehen.“

Er ging mit der Laterne und einem schweren Bunde Schlüssel voraus, die enge steinerne Stiege hinab, weit unter die Erde. Als er die schwere, eiserne Thür aufmachte, da wurde es den Leuten ganz schauerlich, und als er mit der Laterne in das Gefängniß hineinleuchtete, und sie den Golo sahen, erschracken sie noch mehr. Denn er war fürchterlich anzusehen. Das Haar hing ihm wild und zerstreut über die Stirne, und er hatte einen langen Bart. Sein Gesicht war bleich wie eine Wand, und er blickte mit seinen schwarzen Augen scheu und gräßlich umher. Sein böses Gewissen peinigte ihn so, daß er oft ganz wahnsinnig war, fürchterlich brüllte, mit seinen Ketten rasselte, und den Kopf an die Wände stieß. Auch wenn er mehr bey sich selbst war, führte er allerley seltsame Reden, die einem durch Mark und Beine gingen.

„O Thor, — Thor, siebenfacher Thor, der ich war! schrie er oft. O wehe dem, der von Gott abweicht, sein Herz bösen Begierden öffnet, und die Stimme seines Gewissens nicht mehr hört! Anfangs mag er einige falsche, eitle, betrügerische Freuden genießen — aber sein Ende ist Jammer und Elend! Er wandelt auf Blumen; aber plötz-

lich stürzt er in einen Abgrund, den die Blumen vor seinen Augen verbargen! Wehe, wehe dem, der nach verbotenen Freuden trachtet! Er glaubt sich einem blühenden Rosenstrauche zu nähern, streckt die Hand nach einer Rose aus — aber plötzlich fährt eine zischende, giftgeschwollene Schlange aus dem Strauche hervor, umschlingt ihn mit siebenfachen Ringen, und würgt und drosselt und zerfleischt ihn ohne Aufhören mit giftigen Bissen!"

Manchmal fragte er, obwohl man ihm das schon oft gesagt hatte: „Leute! Ists wahr, hat man die Gräfin und ihr Kind wieder gefunden? Ists so, oder hats mir nur eben so geträumt? Nein, nein! Es hat mir nicht geträumt. Es ist so, es ist wirklich so. Ich glaubs. Denn hört — fuhr er dann mit wehklagender Stimme fort — Gott ist ein furchtbarer Rächer. Er hat sie aus diesem Gefängnisse da errettet, und mich in eben dieses Gefängniß hinunter geworfen. Ja, ja, da saß sie, sagte er, und schlug mit der Hand auf das rothe Steinpflaster — da, auf diesem Boden, wo ich jetzt sitze. Glaubt ihr nun, daß Gott gerecht ist?"

Ein anderes Mal rief er: „Gottlob! Kommt ihr nun einmal, mich zu holen? Nun so führt mich denn hinaus zur Richtstätte. Ich gehe gerne! sagte er, und stand auf. Ich habe eine unschuldige Mutter und ein armes Kind umgebracht — drum muß man mir den Kopf auch abschlagen. Ich habe unschuldiges Blut vergossen — seht ihrs da, meine Hände sind noch voll Blut — seht ihrs, über und über sind sie blutroth! Seht, die Bäche von

Thränen, die mir aus den Augen fließen, waschen sie nicht mehr weiß. Drum muß ich mein Blut auf der Richtstatt auch verspritzen. Ich thu es aber gerne! Besser unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben, als diese Quaal da — da — da drinnen, er zeigte auf die Brust — noch läger erdulden!“

Zu Zeiten sah er die Leute, sobald man die Thür geöffnet hatte, starr an, lachte dann fürchterlich, und sagte: „So! bringt man euch einmal! Nicht wahr, ihr habt euch auch von der bösen Lust betrügen lassen, und ihr habt die Unschuld auch verführt? Wie? Laßt mir eure Hände sehen, ob keine Thränen einer unglücklichen Mutter daran hangen, oder kein Blut eines armen Kindes daran klebt? Ihr bietet sie mir nicht her — ihr getraut euch nicht, sie mir zu zeigen? — Jetzt weiß ichs, schrie er dann fürchterlich, es ist so! Eure Hände sind voll Blut und Thränen, wie die meinigen. Ihr seyd Verbrecher, wie ich. Kommt nur herein zu mir! Seht, fuhr er fort, und rückte auf die Seite, seht, da, da ist künftig euer Platz. Alle diese Verbrecher gehören zu mir herein.“ — —

Da fingen die erschrockenen Kinder an, laut zu schreyen, und verbargen das Gesicht in die Kleider ihrer Mütter; jeder Jüngling und jede Jungfrau nahmen sich heilig vor, das Herz von solchen Sünden rein zu bewahren, die am Ende in ein solches Elend stürzen; und mancher Mann und manche Frau sagte laut: „Lieber in der Wildiß Wurzeln und Kräuter essen, und unschuldig seyn, wie Genovefa — als so wie Golo in einem gräßlichen

Schlosse im Ueberfluß leben, und ein böses Gewissen haben, und ein solches Ende nehmen."

„Da habt ihr recht! — sagte der Kerkermeister, indem er die eiserne Thüre zuschloß — und wenn das Lasterleben auf dieser Welt auch nicht immer ein so schlimmes Ende nimmt, so nimmt es doch gewiß in der andern Welt ein noch schlimmeres."

In diesem verzweiflungsvollen Zustande lebte Golo viele Jahre, und ob sein Tod tröstlicher war, weiß man nicht. Man sagt, er habe keine Ruhe gehabt, bis man ihm sein Recht endlich noch angethan habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch ein Wort von der Hirschkuh.

Schluß.

Die Kinder wollten, nachdem sie Genovefa, Schmerzenreich und Golo gesehen hatten, allemal auch noch — wie nun die Kinder einmal sind — die Hirschkuh sehen. Der Graf hatte ihr einen eigenen schönen Stall bauen lassen. Sie lief frey in dem Schloßhofe und in dem Schlosse herum. Mehrmal des Tages kam sie die Stiege herauf, bis vor Genovefas Zimmer, und war nicht wegzubringen, bis man sie auf einige Augenblicke hineingelassen hatte. Sie war sehr zutraulich gegen alle Leute, und fraß ihnen aus der Hand, und auch die Jagdhunde

auf dem Schloßhofe thaten ihr nichts zu Leid. Die Kinder hatten eine große Freude an dem schö nen Thiere, gaben ihm Brod, und streichelten es, und die Mütter sagten: „Mein Gott! wenn jetzt dieses Thier nicht gewesen wäre, so wären unsre liebe Gräfin und unser lieber junger Graf in der Wildniß umgekommen!“ — „Drum soll man kein Thier plagen! sagte die Magd, die das treue Thier zu verpflegen hatte. Wenn wir den Ochsen nicht hätten, den wir vor den Pflug spannen, und keine Kuh, die uns Milch gäbe, so gieng es uns wohl eben so schlimm, als es der lieben Gräfin ohne die Hirschkuh in der Wildniß ergangen wäre. Ja die Welt wäre ohne die Thiere eine rechte Wildniß für uns! Man sähe da wenig gebaute Aecker, und die schönsten Wiesen würden uns nichts helfen. Drum plagt euer Vieh nicht — und laßt uns Gott auch für diese Wohlthat danken.“

Wie lange Genovefa noch lebte, ist nicht genau bekannt, wohl aber das: So lange sie noch lebte, lebte sie in Freude, und that noch unaussprechlich viel Gutes, und sanft und selig war ihr Ende. Ihr übriges Leben glich einem schönen, stillen Frühlingsabende nach einem schweren Gewitter, das glücklich vorüberzog, und ihr Tod war wie der schöne, liebliche Untergang der Sonne, die noch leuchtet und Segen verbreitet, bis auch ihr letzter Strahl — nicht erlöscht — sondern nur sich unsern Augen entzieht, um herrlicher in einer andern Welt aufzugehen.

Bey ihrem Leichenbegängnisse fanden sich unzählige Menschen ein, und alle vergossen an ihrem Grabe heiße Zähren — doch Niemand heißere als Siegfried und Schmerzenreich. Die treue Hirschkuh legte sich auf ihr Grab, und wich nicht mehr davon. Von dem Futter, das man ihr vorlegte, rührte sie gar nichts an, bis man sie eines Morgens auf dem Grabe todt fand. Der Graf ließ Genovefen ein prächtiges Grabmahl aus weißem Marmor errichten, an dem ganz unten auch die Hirschkuh in Stein ausgehauen war.

In der Wildniß hatte der Graf auf Genovefas Bitte eine Einsiedeley anlegen lassen. Rechts neben Genovefas Höhle stand die Kapelle. Der Bischof Hildolph weihte sie ein, und das Volk nennte sie Frauenkirche. Genovefas Geschichte war zierlich und schön an den Wänden abgemalt, und das kleine hölzerne Kreuz, an dem so viele theure Erinnerungen hafteten, wurde — doch erst nach Schmerzenreichs Tode — in Gold gefaßt, und auf den Altar gestellt. Zur andern Seite der Höhle war ein Klausnerhüttchen, und ein zierliches Gärtlein daben, durch das die Quelle floß. Sehr viele Menschen kamen immer dahin, und der freundliche Einsiedler zeigte ihnen dann alles — das kleine Kreuz, die Gemälde, die Höhle, den Stein, auf dem Genovefa kniete, die Quelle, aus der sie getrunken hatte, erzählte ihre Geschichte, und ermahnte groß und klein, ihrem schönen Beyspiele zu folgen.

Das Volk verehrte Genovefa als eine Heilige. Noch nach beynahe hundert Jahren rühmten sich al-

te, eisgraue Männer: „Da ich noch ein Kind war, habe ich Genovefa gesehen!“ — und sie erzählten dann den horchenden Enkeln, was sie ihnen gesagt hatte.

Das Schloß Siegfriedsburg oder Siegfriedsheim, im gemeinen Leben blos Siegmern oder Simmern genannt, wo Siegfried und Genovefa gewohnt hatten, ward indeß zerstört, und es sind, unter dem Namen Altensimmern nur noch, nicht weit von Koblenz, einige Trümmer davon zu sehen; allein die Ehrfurcht und Liebe gegen Genovefa erlosch nicht in den Herzen der Menschen. Viele prächtige Kirchen wurden ihrem Gedächtnisse gewidmet, und manche Frau und Jungfrau führt zum frommen Andenken an sie bis auf den heutigen Tag noch den Namen — Genovefa!

Stadtbibliothek Augsburg

L. D.
Schmid
1825

4

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Genovefa Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums ;
neuerzählt für alle guten Menschen besonders für Mütter und Kinder

Augsburg 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 161
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279431-2